

Spurensuche: Bibliothekarinnen, Berufsgeschichte, Sprache in Nachrufen. Ein Dialog

Heike Stadler & Karsten Schuld

Heike Stadler (HS): Der Grund, warum dieser Text jetzt entsteht, ist eigentlich trivial. Im Frühjahr 2012, als ich von Potsdam nach Berlin gezogen bin, führten mich Recherchen zu der Straße in der ich wohne, zu der gußeisernen Tafel in der Rungestraße 25/27. Auf dieser Tafel steht, dass in diesem Haus die Wirkungsstätte der ersten Bibliothekarin in Deutschland, Bona Peiser, war. Ich wohnte also in jener Straße, in der sich die erste Öffentliche Lesehalle Berlins befand. Das fand ich als Bibliothekarin natürlich interessant. Der Name Bona Peiser war mir bis dato nicht präsent. Na ja, jedenfalls habe ich angefangen zu recherchieren. Im Rahmen meiner Recherchen erfuhr ich, dass Frauke Mahrt-Thomsen ein Buch zu Bona Peiser verfassen wird.

Als das Buch erschien (Mahrt-Thomsen 2013), habe ich mich gefragt, warum es jetzt im Untertitel heisst „Die erste deutsche Bibliothekarin“ und nicht, wie auf der Gedenktafel „die erste Bibliothekarin Deutschlands“. Ist es wichtig? Ist es unwichtig, ob jemand die erste deutsche Bibliothekarin oder die erste Bibliothekarin in Deutschland war? Insbesondere wenn wir uns mit der Geschichte des Bibliotheksberufes auseinandersetzen? Was sagst du dazu?

Karsten Schuld (KS): Sprache ist immer wichtig. Sprache konstituiert Wirklichkeit. Es lässt sich bei dieser Änderung tatsächlich viel vermuten. War Bona Peiser keine Deutsche? War sie – immerhin lebte sie Anfang des 20. Jahrhunderts in Deutschland, in dem der Antisemitismus virulent war – Jüdin und deshalb von weiteren Teilen nicht als Deutsche akzeptiert? Gab es vorher schon Deutsche, die Bibliothekarinnen waren, in den Kolonien, im Ausland?

HS: Darauf kann ich jetzt erstmal nicht antworten. Wenn wir uns mit der Geschichte des Bibliothekswesens befassen, will ich aber schon wissen, wer sie genau war. War sie nun Volksbibliothekarin in Berlin, wie sie Thomas Adametz (1987) bezeichnet hat? Ist sie Bibliothekarin in Deutschland (Mahrt-Thomsen 1995)? Ist sie deutsche Bibliothekarin oder ist sie Bibliothekarin in Deutschland? Ist sie Volksbibliothekarin oder Bibliothekarin? Ist das ein wichtiger Unterschied oder nicht? Das zeigt ja auch, auf wie wenig genaues wir im Bibliothekswesen uns bislang geeinigt haben. Ich finde, im Sinne der Berufsgeschichte sollten wir da schon etwas präziser sein.

KS: Man kann da einiges vermuten. Adametz hat seinen Text in der DDR geschrieben, in einer Zeit, in der man von zwei deutschen Staaten ausging. Mahrt-Thomsen schrieb nach der Wende. Genaueres muss man in den Texten schauen.

Aber insgesamt wissen wir doch an sich wenig über die Geschichte des Bibliotheksberufes. Wird darüber überhaupt diskutiert? In meiner Ausbildung kam das, soweit ich mich erinnere, gar nicht vor. Nur als Vergleich: In den Gender Studies, die ich gleichzeitig studierte, haben wir viel über die Geschichte der Frauenbewegungen gehört, erste Welle, zweite Welle, proletarische

versus bürgerliche Frauenbewegung, in unterschiedlichen Ländern und so weiter. Aber in der Bibliothekswissenschaft, da waren die Bibliotheken einfach nur da.

HS: Um sich mit seinem Beruf gegebenenfalls identifizieren zu können, sollte man sich in der Ausbildung schon mit der Geschichte dieses Berufes auseinandersetzen. Vielleicht müssen wir da auch erstmal einen Punkt machen und es müssen andere definieren, was sie ist: Bibliothekarin? Volksbibliothekarin?

Was ich mich parallel frage: Hat jemand in anderen grossen deutschen Städten – Hamburg, Köln, München, Leipzig, Frankfurt/Main und so weiter – recherchiert, ob es da früher Bibliothekarinnen gab? Um sagen zu können, dass Peiser die erste Bibliothekarin in Deutschland war, muss man doch auch über die anderen Städte etwas recherchieren. Ich habe weiter recherchiert zu Nachrufen von anderen Bibliothekarinnen. Bei diesen bin ich auf keine andere Person gestossen, die das widerlegen könnte, was aber nicht heisst, dass das damit bewiesen ist.

KS: Wie viel Nachrufe hast du denn überhaupt gefunden? Als ich für den Call for Paper für die Frauen-Ausgabe recherchiert habe, ist mir schon aufgefallen, dass es einen Haufen von Texten gibt, die sich mit dem Thema befassen, bis hin zu empirischen und soziologischen Studien, die aber nicht mehr referenziert werden. Das ist doch schon erstaunlich.

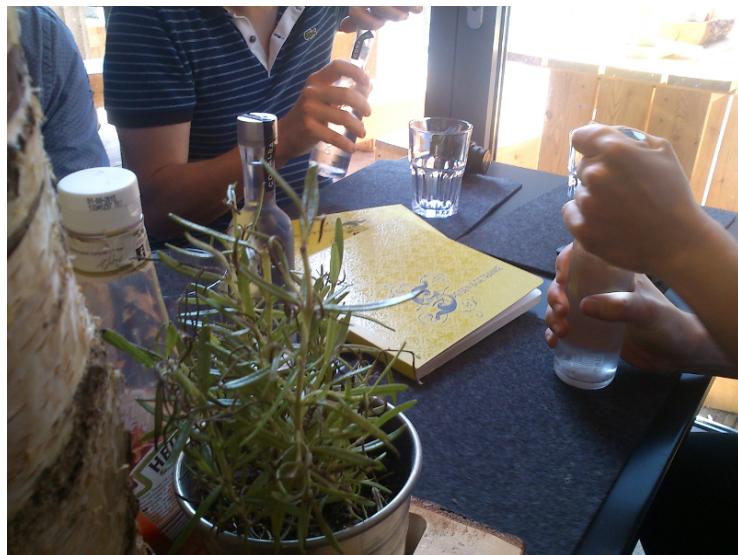


Abbildung 1: Redaktionsorte VI (Berlin-Mitte, Juli 2014)

HS: Nachrufe aus der Zeit, in der Bona Peiser gelebt hat, habe ich nicht gefunden. Ich bin eher auf Nachrufe von Bibliothekarinnen gestossen, die in den 1960ern und 70ern in den Fachzeitschriften abgedruckt wurden. Nachrufe von Männern gab es wohl immer, die habe ich beständig gefunden. Aber für Frauen habe ich die erst in den 1960er und 70ern gefunden.

KS: Das ist interessant, das geht doch einher mit der feministischen Geschichtsschreibung, die sich auch in den 1960er und 1970er Jahren verstärkt für die Biographien einzelner Frauen interessierte und versucht hat, diese Biographien von Männern gegenüber zu stellen. Ich kann mir da gut eine Verbindung vorstellen, auch wenn man heute im Bibliothekswesen nicht gerne über Politik und Gesellschaft reden will. Hast du denn bei den Biographien Unterschiede festgestellt?

HS: Zumindest bei den Biographien, die in der ehemaligen DDR in der Fachliteratur publiziert worden sind, wird mehr das Wirken im Rahmen der beruflichen Tätigkeiten der Bibliothekarinnen für die Nachwelt festgehalten, während ich den Eindruck habe, dass in den anderen Biographien eher blumiger über die Bibliothekarinnen gesprochen wird. Ich will nicht sagen, dass in Westdeutschland nicht über die Tätigkeiten geschrieben wurde, aber es ist eine ganz andere Sprache. Lass mich ein paar Beispiele geben.

Aus dem Nachruf für Lieselotte Stöhr (1976, DDR).

„Mit großem Engagement und Können setzte sie sich [...] für die Entwicklung eines sozialistischen Bibliothekswesens ein, dessen Profil insbesondere in der Hauptstadt der DDR, Berlin, von ihr mit geprägt wurde.“ (Anonym 1976, S. 623)

„Aus der fachlichen Arbeit erhielt sie Impulse für ihr gesellschaftliches Wirken – zum Beispiel als langjähriges Mitglieder der Parteileitung unserer Bibliothek – und aus der gesellschaftlichen Tätigkeit erwuchsen der Fachreferentin für Gesellschaftswissenschaften neue Ideen zum Nutzen der Leser.“ (Anonym 1976, S. 623)

„Für eine Bibliotheksöffentlichkeit im besten Sinne des Wortes zu wirken, dafür scheute sie keine Mühe, keinen persönlichen Einsatz.“ (Anonym 1976, S. 623)

Oder aus dem Nachruf für Ilse Korn (DDR, 1976).

„Ilse Korn war Bibliothekarin mit voller Hingabe an ihre Erziehungs- und Bildungsaufgabe, sie übersah aber auch nicht die organisatorischen Erfordernisse dieses Berufs.“ (Müller-Muck 1976, S. 472)

„Ilse Korn hatte mit Genehmigung der sowjetischen Militäradminstration (SMA) und gefördert von Genossin Galina Snimtschikowa den Entwurf eines Büchereigesetzes für das damalige Sachsen erarbeitet, das u.a. die Grundlagen schaffen sollte, um in jeder Ortschaft entsprechend der Einwohnerzahl eine Bibliothekseinrichtung zu schaffen. Es ist verständlich und berechtigt, daß Ilse Korn auf diesen Gesetzentwurf besonders stolz war.“ (Müller-Muck 1976, S. 472)

Und aus den Erinnerungen an Lotte Bergtel (DDR, 1966).

„Lotte Bergtel war eine leidenschaftliche Bibliothekarin. Sie wußte von der großen Wirkung, die die Literatur bei der Entwicklung allseitig gebildeter, sozialistisch denkender und handelnder Menschen hat.“ (Anonym 1966, S. 139)

„Lotte Bergtel hat sich bei der Entwicklung unseres Bibliothekswesens große Verdienste erworben. Sie zu ehren, ihr zu gedenken, ist für uns alle eine natürliche Pflicht.“ (Anonym 1966, S. 139)

„Als Referentin im Berlin Magistrat war sie massgeblich am Wiederaufbau des Berliner Volksbüchereiwesens beteiligt, leitete sie Arbeitskreise mit dem Ziel nazistische Literatur zu entfernen, humanistische Werke richtig und klar einzuschätzen und sinnvoll einzusetzen. Ihre Hauptaufgabe aber galt der Ausbildung neuer, fortschrittlicher Nachwuchskräfte, die bewußt als antifaschistische Bibliothekare im Kampf um

ein kommendes sozialistisches Deutschland ihre politische Verantwortung erkann-ten und nie wieder zulassen würden, daß die progressiven Werke der deutschen und Weltliteratur auf Scheiterhaufen brennen und aus den Regalen der Bibliotheken entfernt würden.“ (Woita 1966, S. 141)

Das sind alles große Sätze und ich habe den Eindruck, dass man die kaum im bibliothekswissenschaftlichen Kontext einordnen kann. War das Wirken dieser Frauen so gross oder wurden sie durch den Nachruf – insbesondere im Rückblick, jetzt, 50 Jahre später, wo ich diese Sätze lese – dazu gemacht?

KS: Mir scheint das auch eine ganz schöne heftige DDR-Sprache zu sein und es ist schwierig, da das Politische und die Realität voneinander zu trennen. Wie sah es denn mit den Nachrufen im Westen aus? Waren die auch so politisiert?

HS: Ja, stopp. Nur als Frage: Wie viele Biographien von Frauen im Bibliothekswesen kennst du denn? Wir leben doch im Bibliothekswesen oft nur im Jetzt.

KS: Wenige. Und die wenigen Nachrufe, die ich kenne, sind eigentlich immer Männer, wie zum Beispiel letztens in der BuB (11-12/2013), „Bedeutende Bibliothekare“. In einem „Frauenberuf“. Das ist doch erstaunlich.

HS: Es ist schwer ein direktes Pendant für diese Sprache zu finden. Aber dennoch ein paar Beispiele. Aus dem Nachruf für Anne Walther von Walter Kolbe (BRD, 1974):

„Ihr berufliches Leben verkörperte wie das vieler Bibliothekarinnen der Ersten Generation ein Stück Bibliotheksgeschichte. Auch sie musste sich als ‚Tochter aus gutem Hause‘ ihren Beruf schwer erkämpfen und hatte mit den damals üblichen Schwierigkeiten zu rechnen.“ (Kolbe 1974, S. 360)

„Aus nächster Nähe erlebte sie den fachlichen ‚Richtungsstreit‘ jener Jahre. Schwerlich können wir uns heute noch das leidenschaftliche Engagement dieser Bibliothekare vorstellen mit dem sie nach neuen Lösungen suchten und bibliothekstechnische Verbesserungen erfanden. Von diesen Zeiten unter einem nüchternen und liberalen Chef dessen Fähigkeiten zum Organisieren ihrer eigenen speziellen Begabung entsprechend berichtete Anna Walther immer mit Begeisterung.“ (Kolbe 1974, S. 360)

„Jeder, der sie kannte, wird mit Respekt und Dankbarkeit an diese herbe und dennoch gütige Kollegin denken.“ (Kolbe 1974, S. 361)

Was sagt uns das über Anne Walther? Wir wissen weder, welche Position sie im „Richtungsstreit“ einnahm, noch ob ihr Beruf auch Berufung war.

KS: Also verschwinden im Osten wie auch im Westen die Frauen im Bibliothekswesen hinter Plättitüden, nur hinter unterschiedlichen.

HS: Ich gebe dir mal noch zwei andere Beispiele, zum Vergleich.

Zum Beispiel im Nachruf für Martha Böhmer geht Rudolf Joerden mehr auf den Berufsstand ein, als auf die Person Böhmer selber. (BRD, 1973) Und es wird auch nicht klar, warum er überhaupt einen Nachruf für sie schreibt.

„Marthe Böhmer war alles andere als ein theoretischer Mensch. Von ihr wurden weder Aufsätze noch Rezensionen veröffentlicht, um so seltamer, als sie durch Jahrzehnte ausführliche Erinnerungsstützen ihrer fleißigen Privatlektüre niederschrieb. Sie war – als ob sie die Verpflichtung ihres Vornamens einlösen wollte – ein Mensch des Zupackens, jederzeit diszipliniert, unsentimental und hilfsbereit gegenüber jeder sich zeigenden Not, mit sicherem Gespür für das Mögliche und Gemäße in das Leben anderer eingreifend, bei aller Höflichkeit unbeeindruckt von irgendwelchen Würden ‚hochgestellter Persönlichkeiten‘, ohne jeden Hochmut, im Urteilen sicher und schnell, in ihren Äußerungen unverblümmt und ohne Sinn für Diplomatie.“
(Joerden 1973, S. 995)

KS: Ja, das ist doch erstaunlich, oder? Sagt er überhaupt irgendetwas Positives über sie oder sieht er sie als dankbares Arbeitstier? Wenn das überhaupt etwas über die Zeit aussagt, scheint mir vor allem, dass Frauen in Bibliotheken in den 1970ern geschätzt wurden, wenn Sie viel arbeiteten und selber kaum ihre Meinung äusserten. Zumindest, wenn man diesem Artikel folgt.

HS: Oder wenn man ihre Meinung kannte, schien es nicht wert, sie festzuhalten.

KS: Aber nur als Nebenbemerkung: Rudolf Joerden war auch nicht irgendjemand. Der hat im Nationalsozialismus zu völkischer Bibliothekspolitik publiziert und dann offenbar einfach weiter geschrieben. (Joerden 1939) Das scheint mir schon sehr zeittypisch zu sein, dass er daseinfach tun konnte. Und Elisabeth Propach, von der du auch einen Nachruf hast, hat auch 1939 eine Verwaltungslehre veröffentlicht, dann 1950 wieder, ohne eine sichtbare Unterbrechung. (Propach 1939, 1950) Das finde ich auch ganz schön erschreckend.

HS: Beim Nachruf für Elisabeth Propach ist ihr Wirken schon beschrieben, aber es wird nicht deutlich, welche Bedeutung diese gehabt haben könnte – im Gegensatz zu den Beispielen aus der DDR. (BRD, 1985)

„Über einen Menschen etwas zu sagen, der sich stehts so Zurücknahm, der immer bemüht war, zu versachlichen, ist schwer.“ (Weimar 1985, S. 406)

„Wir danken Elisabeth Propach, die ein Leben lang der Sache, der bibliothekarischen Ausbildung diente, wir gedenken einer Lehrerin, die auf das Menschliche zu hören verstand.“ (Weimar 1985, S. 406)

KS: Noch mehr Plattitüden.

HS: Welche Schlüsse soll man daraus ziehen? Wie soll man, wenn man schon bei einem Buch zur ersten Bibliothekarin (Mahrt-Thomsen 2013) so viele Fragen hat und dann noch solche Nachrufe findet, mit solchen Plattitüden, bei denen wir die Richtigkeit nicht überprüfen können, daraus etwas lernen? Wie soll man das Einordnen? Wie sollen wir da etwas über unsere Berufsgeschichte sagen können?

KS: Sind wir also auf ein unerledigtes Problem gestossen, auf eine Lücke? Konzentrieren wir uns im Bibliothekswesen immer wieder nur auf die Bibliothek und Dinge, die zu lösen sind, aber stellen gar nicht die Frage, wer die Bibliothek macht? Eigentlich wollten wir mit einer Erkenntnis aus diesem Text herauskommen. Aber vielleicht ist diese Lücke alles, was wir herausgefunden haben, dieses Fehlen der Berufsgeschichte. Ich finde ja, dass es Parallelen zwischen politischer

Geschichte, zwischen der Geschichte der Frauenbewegungen und diesen Texten aus der bibliothekarischen Fachpresse gibt; aber mir scheint, wir wissen zu wenig, um das untersuchen zu können. Mich ärgert eher, was du da gefunden hast.

Literatur

- Adametz, Thomas / Bona Peiser – Berlins erste Volksbibliothekarin. In: Der Bibliothekar 41 (1987), S.111-113
- Andrae, Friedrich / Ursula von Dietze zum Gedenken (1925-1979). In: Buch und Bibliothek 31 (1979) 7/8, S. 686
- Anonym / Lotte Bergtel – Erinnerungen ihrer Freunde [Einleitung]. In: Der Bibliothekar 20 (1966) 2, S. 139-140
- Anonym / Zum Tode von Lieselotte Stöhr. In: Der Bibliothekar 30 (1976) 9, S. 623-624
- Beyersdorff, Günter / Nachruf für Professor Ilse Reichel. In: Buch und Bibliothekar 27 (1975), S. 614-616
- Deicke, Hanna / Nachruf für Annedore Weitbrecht. In: Buch und Bibliothek 30 (1978) 4, S. 268
- Endell, Frida / Therese Krimmer †. In: Bücherei und Bildung 19 (1967), S. 183-184
- Joerden, Rudolf / Die Freihand in der Großstadt, ihre Werbekraft und Reichweite bei Erwachsenen. In: Die Bücherei 6 (1939) 7/8 , S. 411-423
- Joerden, Rudolf / Abschied von Martha Böhmer. In: Buch und Bibliothek 25 (1973) 1, S. 995
- Kolbe, Walter / Nachruf auf Anne Walther. In: Buch und Bibliothek 26 (1974) 3, S. 360-361
- Kuckhoff, Greta / Begegnung mit Lotte Bergtel. In: Buch und Bibliothek 20 (1966) 2, S. 142-143
- Mahrt-Thomsen, Frauke / Bona Peiser: Die erste deutsche Bibliothekarin. Wegbereiterin der Bücher- und Lesehallen-Bewegung und der Frauenarbeit in Bibliotheken, Berlin : BibSpider, 2013
- Mahrt-Thomsen, Frauke / „Die öffentliche Bibliothek muss jederzeit für jedermann unentgeltlich offenstehen.“ Bona Peiser – Deutschlands erste Bibliothekarin. In: BuB 47 (1995) 1, S. 56-60
- Müller-Muck, Helmut: Dem Gedenken Ilse Korns. In: Der Bibliothekar 30 (1976) 7, S471-472.
- Peter, Heinz / Lotte Bergtel und die Berliner Büchereischule. In: Der Bibliothekar 20 (1966) 2, S. 143-147
- Propach, Elisabeth / Kurze Verwaltungslehre für die Städtische Volksbücherei. Leipzig : Einkaufshaus für Büchereien, 1939
- Propach, Elisabeth / Kurze Verwaltungslehre für die Städtische Volksbücherei. Hamburg : Verlag Eberhard Stichnote, 1950
- Scherf, Walter / Zum Tode Jella Lepmans. In: Bücherei und Bildung 22 (1970), S. 469-470
- Siering, Elfriede / Gedenkfeier für Lotte Bergtel. In: Der Bibliothek 27 (1973) 9, S. 607-609

Steinhoff, Maria / Elisabeth Greulsberg 20.11.1901-20.11.1968. In: Bücherei und Bildung 21 (1969), S. 72

Weimar, Volker / Nachruf für Elisabeth Propach. In: Buch und Bibliothek 27 (1985), S. 406-407

Woita Irene / Würdige Ehrung einer verdienstvollen Bibliothekarin. In: Der Bibliothekar 20 (1966) 2, 140-142

Heike Stadler und **Karsten Schuld** sind Mitglieder der Redaktion der LIBREAS. Library Ideas.

Die Frau im Bibliothekskatalog

Karin Alexander

Es gibt sie noch, die alten Band- oder Sachkataloge. In vielen Bibliotheken stehen sie wie Denkmäler. Als Relikte einer vergangenen Zeit bezeugen sie die gebundene (!) Vielfalt und die alphabetische oder inhaltliche Ordnung der zugänglichen Informationen. Schon viele dieser Informationen sind in die aktuellen Online-Kataloge der Bibliotheken eingegangen und stehen mit neuen technischen Mitteln zur Verfügung. Unter der neuen Oberfläche aber stecken die alten Schemata der Ordnung und Klassifikation. Mit den neuen technischen Möglichkeiten ist sogar sichtbarer, wo Klassifikationen und Schlagwörter „alten“, überholten Ordnungskriterien folgen. Schließlich muss ich nicht von einem Katalogkasten zum anderen laufen, mir nicht alles umständlich notieren oder viele Bände nacheinander wälzen. Heute kann ich von einem Begriff zum anderen klicken, bekomme sogar alle Verweisungen und die vorhandene Literatur dazu angezeigt. Allerdings muss ich (wie immer) wissen, was ich suche.

Ich möchte mit diesem Beitrag am Beispiel der Schlagworte „Frau“ und „Mann“ darauf aufmerksam machen, ob und in welcher Ordnung diese Schlagworte im Katalog verwendet werden. Er soll zudem ein Beitrag zur Diskussion sein, wie Kataloge in Zukunft besser ihr Potential offerieren, indem die Schlagworte als intellektueller Mehrwert mehr beachtet werden.

Bibliothekskataloge existieren nicht ohne Ordnung – oder sie sind unbrauchbar. Die Ordnung folgt dem Zweck, die eingegebenen Informationen bei einer Suche auch wiederfinden zu können. In diesem Sinne ist der Katalog ein Hilfsmittel – für die, die ihn schaffen wie für die, die ihn nutzen.

Die heute in Bibliothekskatalogen verwendeten Schlagwörter werden seit 2012 in der Gemeinsamen Normdatei GND geführt, in der die früher unabhängig voneinander geführten Normdateien wie die Schlagwortnormdatei (SWD), Personennamendatei, Gemeinsame Körperschaftsdatei und die Einheitssachtitel-Datei des Deutschen Musikarchivs zusammengeführt worden sind; eine separat geführte SWD gibt es nicht mehr.¹ Für die Recherchen zu den Beispielen in diesem Artikel nutzte ich die GND im OPAC der Deutschen Nationalbibliothek² und die Online-GND (OGND) auf dem Server des Bibliotheksservice- Zentrums Baden-Württemberg.³ Den Wechsel des Bezugssystems werde ich jeweils angeben.

In der realen Welt begegnen uns Frau und Mann als zwei, der weitaus umfangreicherem Varianz von geschlechtlichen Ausprägungen des Menschen. Die Verschiedenartigkeit von Frau und

¹Vgl. Umlauf, Konrad: Einführung in die die Regeln für den Schlagwortkatalog RSWK : mit Übungen. Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin 1999- Letzte Änderung: 03.04.2014 (Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft. ; 66)

<http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h66/#gr> (Zugriff 14.06.2014)

²<https://portal.dnb.de>

³swb.bsz-bw.de/DB=2.104/

Mann nehmen wir meist als dichotome Zergliederung wahr. Die jahrtausendealte Entwicklung der Menschen hat dazu geführt, dass wir diese Zweigeschlechtlichkeit nicht nur als Non-Plus-Ultra, sondern auch noch als Wertesystem verstehen. Ebenso funktionieren die Dichotomien von Natur/Kultur, Geist/Stoff, Subjekt/Objekt etc. Innerhalb dieser dichotomen Denkweise ist der Mann bekanntlich der Mensch und die Frau ihm unterlegen/untergeordnet. Daraus ergeben sich weitere Unterschiede zwischen Männern und Frauen, die Jakob Grimm im 19. Jahrhundert auch erstmals für die Sprache, genauer das Geschlecht der Wörter, angewandt hat.

Die aktuellere Geschichte zeigt, dass es schon früher Versuche gab, Klassifikationen und Normdateien geschlechtergerecht zu formulieren. So scheiterte z.B. 1991/92 die von Dagmar Jank ins Leben gerufene Diskussion um die „Überprüfung der Regeln für den Schlagwortkatalog und die Schlagwortnormdatei unter dem Aspekt der Gleichbehandlung von Frauen und Männern in der Sprache“.⁴ Von ihren damals kritisierten Beispielen sind die meisten auch heute nach über 20 Jahren kritikwürdig. Auf einige ihrer konkreten Beispiele (wie Arbeitslosigkeit, Gleichstellungsbeauftragte, misshandelter Mann u.a.) werde ich noch genauer eingehen. Der Begriff „Mädchenhandel“, der jetzt neben „Frau / Menschenhandel“ ein Synonym für den Sachbegriff „Frauenhandel“ ist und dem Oberbegriff „Menschenhandel“ zugeordnet ist, wurde verändert. Z.B. beanstandete Jank, dass Misshandlung nur im Zusammenhang mit Frauen, Kindern und Alten existiert und der Aspekt, welche Person misshandelt hat, keine Rolle spielt. Der Tatsaspekt ist bis heute nicht abgebildet, aber inzwischen gibt es den Sachbegriff „Misshandelter Mann“. Interessant wäre hier zu erfahren, von wem, warum und wann diese Änderungen erfolgten. Dieser Prozess ist m.E. transparent. Zwar können individuell per Formular Korrekturanfragen an die Deutsche Nationalbibliothek (DNB) gestellt werden, aber als Antwort erhielt ich den Verweis auf bestehende Regeln.

Einige dieser festgelegten Regeln erscheinen mir unter den hier verhandelten Aspekten mehr als veränderungswürdig:

1. „Für alle Sachgebiete außer Chemie und Medizin haben die Allgemeinnachschlagewerke Vorrang vor den Fachnachschlagewerken.“⁵

Warum sind laut Regeln primär „Allgemeinenzyklopädien den Fachlexika“ vorzuziehen?

Ein Grund dafür könnte sein, dass sich wissenschaftliche Thesen in allgemeinen Nachschlagewerken gewissermaßen „gesetzt“ haben, sie als Erkenntnisse und nicht als Hypothesen verhandelt werden.

Vergleichen wir unter diesem Aspekt zwei wissenschaftliche Begriffe etwas genauer: „Higgs-Teilchen“ und „Geschlechterverhältnis“. Für beide Begriffe werden in der GND Fachlexika herangezogen. Der erste Begriff wird in der Physik verwendet, speziell in der Elementarteilchenphysik. Die Higgs-Bosonen wurden Ende der 1960er Jahre hypothetisch formuliert und im Juli 2012 in einem ersten Experiment nachgewiesen.

Dieser Begriff ist ein Sachbegriff in der GND, angegeben mit der Quelle Fachlexikon ABC Physik (Leipzig 1986) und mit 65 Publikationen (92 bei Titelrecherche).

⁴Jank, Dagmar: Die Nicht-Gleichbehandlung von Frauen und Männern in der Schlagwortnormdatei : ein Offener Brief. In: Bibliotheksdiest. Berlin 25(1991)9, S.1418-1421

⁵Liste der fachlichen Nachschlagewerke für die Gemeinsame Normdatei (GND), 2014, Stand: 1. April 2014, S. 256 (<http://d-nb.info/1050511964/34>; Zugriff: 22.06.2014)

Der Begriff „Geschlechterverhältnis“ wird seit den frühen 1980er Jahren (Frigga Haug), verstärkt seit den 1990er Jahren in der BRD-Frauenforschung verwendet, die damals noch nicht Geschlechterforschung genannt wurde.⁶ Der Begriff existiert nicht als Sachbegriff in der GND. Er taucht als Synonym unter dem Sachbegriff „Geschlechtsverhältnis“ auf. Das ist ein spezieller Begriff, der in der Demografie oder auch Biologie die Anteile von Frauen bzw. Männern in einer Population angibt. Als hierarchisch untergeordnete Sachbegriffe tauchen hier „Frauenmangel“ und „Frauenüberschuss“ auf. Männeranteile werden nicht spezifiziert, obwohl z.B. die Suche nach „Männermangel“ drei Titel liefert, gegenüber nur einem beim Wort „Frauenmangel“.

„Frauenüberschuss“ liefert 8 Ergebnisse, „Männerüberschuss“ keinen Treffer.

„Geschlechterverhältnis“ taucht ebenso als Synonym zum Sachbegriff „Geschlechterbeziehung“ auf, der in der GND mit einer Quelle aus dem Lexikon Psychologie (Heidelberg: Spektrum) ohne Jahresangabe identifiziert wird. In der Online-Version dieses Wörterbuches gibt es aber ebenso den gesuchten Begriff „Geschlechterverhältnisse“⁷, sogar in der Pluralform, die der Herkunft des Begriffs aus der US-Frauenforschung (gender relations) näher kommt. Dieser systematische Begriff ist klar gegen den unspezifischen Begriff „Geschlechterbeziehung“ abgegrenzt⁸ und wurde zu einem zentralen Begriff in der Geschlechterforschung. In der DNB bringt die Suche nach „Geschlechterverhältnis“ 1.305 Ergebnisse, nach der Pluralform 428.

Das sind im Vergleich zu „Higgs-Teilchen“ deutlich mehr Ergebnisse, die bisher nicht mit einem gesonderten Schlagwort aufzufinden sind. Im „Lexikon zur Soziologie“ von Werner Fuchs-Heinritz, das in der Liste der fachlichen Nachschlagewerke für die GND zitiert wird, steht der Begriff z.B. bereits in der 3., völlig neu bearbeiteten und erweiterten Auflage (Opladen 1994)⁹. Warum ist dann „Geschlechterverhältnisse“ noch kein Sachbegriff?

2. Eine weitere Regel besagt: „Die weibliche Form wird verwendet, wenn weibliche Personengruppen Gegenstand sind; männliche und weibliche Form dürfen zur Bezeichnung desselben Gegenstandes nur verwendet werden, wenn es sich um einen Vergleich handelt ...“

Werden also in einem Titel nur Männer als Musiker beschrieben, wird das Schlagwort „Musiker“ vergeben.

Werden nur Frauen als Ingenieurinnen analysiert, folgt der Sachbegriff „Ingenieurin“.

Geht es um Gelehrte an der Universität Innsbruck, von denen 10 Männer und zwei Frauen sind, wovon schon die Fotos auf dem Buchumschlag künden, wird das Schlagwort „Gelehrter“ angesetzt.¹⁰ Als Antwort auf meine Korrekturanfrage erhielt ich von der DNB den Verweis auf die o.g. Regel. Der Begriff „Gelehrter“ sei dabei geschlechtsunabhängig und die entsprechende Ansetzung der Schlagwörter im Hause so beschlossen. Das Schlagwort „Weibliche Gelehrte“ sei seit 1994 nur 12 Mal vergeben worden. Bei den entsprechenden Veröffentlichungen handele es sich ausdrücklich um solche zu weiblichen Gelehrten als durchgängiges Thema.

⁶Vgl.: Braun, Kathrin: Frauenforschung, Geschlechterforschung und feministische Politik. In: Feministische Studien. Weinheim 13(1995)2, S. 107-117

⁷Vgl.<http://www.spektrum.de/lexikon/psychologie/geschlechterverhaeltnisse/5795>. Zugriff: 20.06.2014

⁸ Vgl.: Braun, Kathrin, a.a.O., S. 108, 115

⁹ Fuchs-Heinritz: Geschlechterverhältnis. In: Ders. u .a. (Hrsg.): Lexikon zur Soziologie. Opladen : Westdeutscher Verlag, 1994. – S. 235 (3., völlig neu bearb. und erw. Aufl.)

¹⁰Vgl.: Töchterle, Karlheinz (Hrsg.): Köpfe zwischen Krise und Karriere. Innsbruck : Innsbruck Univ. Press, 2010. - 96 S.

Abgesehen davon, dass auch eine Porträtsammlung zur wissenschaftlichen Karriere von Frauen und Männern an einer Universität einen Vergleich dieser Karrieren impliziert, und damit auch das Schlagwort „Weibliche Gelehrte“ rechtfertigen würde, war es nicht die Absicht dieses Werkes, weshalb die o.g. Regel gilt. Diese Regelanwendung und -auslegung widerspricht aber:

- (a) dem Hauptzweck von Verschlagwortung, nämlich das im Werk Enthaltene wiederauffindbar zu machen. „Die RSWK sind ein Regelwerk für die **intellektuelle** Beschlagwortung. **Ausschlaggebend ist der Inhalt** eines Werkes, nicht die Titelformulierung.“ Demnach müsste „Gelehrter“ und „Weibliche Gelehrte“ vergeben werden.¹¹
- (b) Diese Regel widerspricht dem Interesse von Suchenden, denn sie möchten so schnell, so effektiv und so viel wie möglich konkrete Ergebnisse zu ihren Anfragen finden. Die zwei Wissenschaftlerinnen des erwähnten Buches wären aber nicht auf ihrer Ergebnisliste der 12 Titel.
- (c) Folglich widerspricht diese Regel auch jeglicher Ökonomie. Warum wird das Buch verschlagwortet, ohne seinen Nutzwert, d.h. den Inhalt des Buches, voll anzugeben? Zwei gelehrte Frauen werden nicht erwähnt! Alle, die zum Thema „Frauen an Universitäten“ forschen, sind gezwungen, alle Titel unter „Gelehrter“ durchzuforschen; in diesem Fall wären das laut DNB 3.608 Titel! In dieser Menge stecken garantiert mehr Werke zu weiblichen Gelehrten als die 12 Titel!

Diese Beispiele zeigen, dass geschlechtergerechte Formulierungen in den Normdateien eine besondere Herausforderung, weil bisher nicht bearbeitetes Feld, in der übergeordneten Problematik von Kataloganreicherungen und verbesserter inhaltlicher Erschließung sind. Wenn nur ca. 30 bis 50% aller Titel überhaupt inhaltlich verschlagwortet werden, dann wird klar, wie viele Potenzen hier noch nicht ausgeschöpft sind.¹²

Auffallend an der Regel zur Verwendung weiblicher Formen für Schlagwörter in der GND ist, dass sie genau dem Prinzip des generischen Maskulinums folgt. Auch danach sind, wie Senta Trömel-Plötz schon 1980 schrieb „99 Lehrerinnen und ein Lehrer =100 Lehrer“!¹³ Schlagwörte sind eben Worte und unterliegen damit den Regeln von Rechtschreibung und Grammatik, aber auch dem real stattfindenden Sprachwandel. Da es sich im Beispiel „Gelehrte vs. Weibliche Gelehrte“ um Berufsbezeichnungen handelt, müsste hier auch die Überlegung der Duden-Redaktion von 1998 beachtet werden. Danach sollten Berufsbezeichnungen besser dem Geschlecht der Personen entsprechend verwendet werden¹⁴, also „Gelehrter“ und „Weibliche Gelehrte“.

Welches Bild von Frauen und Geschlechterverhältnissen steckt in der Struktur der GND mit all ihren Sachbegriffen, Oberbegriffen, thematischen Bezügen, hierarchischen Unterbegriffen?

¹¹Vgl. Umlauf, Konrad. a.a.O.

¹²Vgl. z.B. Wiesenmüller, Heidrun: Sacherschließungsdaten in Bibliothekskatalogen : gestern, heute, morgen ; Vortrag auf der VDB-Fortbildung „Gegenwart und Zukunft der Sacherschließung“ am 6.10.2011 in Leipzig. <http://de.slideshare.net/heidrunw/wiesenmueller-sacherschliessung-in-bibliothekskatalogen>. Zugriff: 20.06.2014

¹³Trömel-Plötz, Senta: Frauensprache : Sprache der Veränderung. Frankfurt/M. : Fischer, 1990. – S. 95 (Die Frau in der Gesellschaft ; 3725)

¹⁴Der Grammatik-Duden von 1998 betont: „Besonders bei Berufsbezeichnungen und Substantiven, die den Träger bzw. die Trägerin eines Geschehens bezeichnen (Nomina Agentis), wird die Verwendung des generischen Maskulinums immer mehr abgelehnt.“ Vgl.: Dudenredaktion (Hrsg.): Duden : Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 6. neu bearb. Aufl. Mannheim ; Leipzig u.a. : Dudenverlag, 1998, S. 200 [Der Duden ; 4]

Dazu hier nur drei ausgewählte Beispiele zur Diskussion:

1. Die angesetzten Sachbegriffe sind quantitativ und qualitativ uneinheitlich in der Ansetzung.

Schon in der alten SWD standen quantitativ mehr Begriffe beim Sachbegriff „Frau“ als bei „Mann“. Ob das schon allein beweist, dass der Mann gleich der Mensch ist, also das Allgemeine und die Frau das Abweichende, Untergeordnete, Spezielle und deshalb mehr Begriffe zur Beschreibung braucht, sei dahingestellt. Die bei den Sachbegriffen „Frau“ und „Mann“ verwendeten Unterbegriffe unterscheiden sich v.a. auch qualitativ. Außer „Lebemann“ und „Macho“ gab es bei „Mann“ keine weiteren Begriffe mit negativen oder besonderen Konnotationen. Bei „Frau“ verwiesen viele Unterbegriffe auf Aspekte von Behinderung/Versehrtheit (Blinde Frau, Taubstumme Frau, Weibliche Tote), auf Opferpositionen (Misshandelte Frau, Getrenntlebende Frau) oder auf negative Konnotationen wie Sünderin und Weibliche Radikale.¹⁵

Auch in der OGND fällt wieder die unterschiedliche Quantität auf: 265 Sachbegriffe unter „Frau“ gegenüber 57 für „Mann“. Die Liste für „Frau“ ist aufgeblättert durch alle möglichen Länderzugehörigkeiten von Frauen, die bei „Mann“ in der Liste der 57 fehlen, obwohl sie z.T. auch als Sachbegriffe in der OGND vorhanden sind. So findet sich von der Bosnierin über die Marokkanerin bis zur Zyperin auch eine Keltin oder Kroatin, wobei es keinen Kelten und Kroaten gibt, weil hier die Regel angewandt werden muss, dass Bezeichnungen für Personen- und Ländergruppen im Plural anzusetzen sind. Deshalb gibt es eine „Hugenottin“, aber nur „Hugenotten“. Die männliche Pluralform steht also auch hier für die allgemeine Gruppe, unabhängig vom einzelnen Geschlecht.

2. Es gibt Sachbegriffe, die nur für Männer bzw. nur für Frauen angewendet werden, obwohl sie für beide Geschlechter zutreffend formuliert werden müssten – und das einheitlich.

An den folgenden Beispielen zeigt sich, wie unterschwellig schon der unter 3. zu besprechende Aspekt enthalten ist, dass nämlich stereotype Geschlechtsrollenmodelle die unbewusste Basis der Ansetzungen bilden. Hier sollen deshalb Beispiele gezeigt werden, die auf einer mehr sichtbaren Ebene zeigen, dass der „Mann“ das Allgemeine verkörpert und die „Frau“ das Abgeleitete. Das zeigt sich v.a. daran, welchem Oberbegriff bzw. Synonymen oder thematischen Bezügen ein Sachbegriff zugewiesen wurde.

Zum Beispiel gibt es den Sachbegriff „First Lady“, definiert als „Ehefrau von Staatschefs u. Ministerpräsidenten“. Dementsprechend lauten die Synonyme „Staatsoberhaupt / Ehefrau“ und „Präsident / Ehefrau“. Die männliche Entsprechung fehlt (noch).

Ähnlich gibt es „Schönheitswettbewerb“ und „Misswahl“ nur für Frauen, ohne männliche Entsprechungen. Zum Begriff „Photomodell“ wird sowohl auf die verwandten Begriffe „Mannequin“ als auch „Dressman“ verwiesen; in der Online-GND auch unter dem Sachbegriff „Model <Beruf>“. Dort erscheinen zwei Titel zu „Dressman“. Gebe ich das Wort in die Suchmaske (als Stichwort) ein, erscheinen 99 Titel, von denen 97 über weibliche Models handeln und die zwei Titel zu Dressman.

¹⁵ Vgl. Aleksander, Karin: Gendern heißt ändern! : Erfahrungen aus der Geschichte der Genderbibliothek des ZtG an der Humboldt-Universität zu Berlin. In: Niedermair, Klaus (Hrsg.): Die neue Bibliothek - Anspruch und Wirklichkeit : 31. Österreichischer Bibliothekartag ; Innsbruck 18. - 21. Oktober 2011. - Graz [u.a.] : Neugebauer, 2012. - S. 335

Für den Sachbegriff „Hose“ gibt es zahlreiche weitere Sachbegriffe wie „Jeans“ und „Knickerbocker“ und auch „Damenhose“, aber keine Herren- oder Männerhose. Die zu „Hose“ zugeordneten Titel enthalten trotzdem Bezüge zu Damenhosen, Frauen in Hosen etc., weil zusätzlich zu „Hose“ auch mit „Frauenkleidung“ verschlagwortet wurde. Suche ich nach „Frauenkleidung und Hose“ erhalte ich drei Titel. Bei der Suche nach „Männerkleidung und Hose“ erhalte ich keinen Treffer; auch nicht bei Herrenkleidung. Bei „Mann und Hose“ gibt es drei Ergebnisse, bei „Frau und Hose“ 23, aber ohne den wichtigen Titel von Gundula Wolters, der bei „Frauenkleidung und Hose“ erschien!

Die Beispiele zeigen, dass es Suchenden schwer gemacht wird, die richtigen Ergebnisse für ihre Suchen zu finden, weil die Titel uneinheitlich verschlagwortet werden.

Ebenso uneinheitlich ist die Geschlechterzuordnung beim Sachbegriff „Arbeitslosigkeit“. Auch hier gibt es „Frauenarbeitslosigkeit“ aber keine Männerarbeitslosigkeit, dafür den Sachbegriff „Arbeitsloser“, mit den verwandten Sachbegriffen „Arbeitslosigkeit“ und „Arbeitslose Frau“; Keine „Arbeitslose“ oder „Arbeitsloser Mann“, dafür viele speziellere Begriffe.

Ein Beispiel für die Zuordnung zu einem allgemein als weiblich konnotierten Thema ist der Begriff „Männliche Prostitution“. Er wird dem allgemeinen Oberbegriff „Prostitution“ untergeordnet. Als Synonym taucht hier die Verweisung „Mann / Prostitution“ auf. Demgegenüber gibt es „Weibliche Prostitution“ nur als Synonym unter „Prostitution“. Der Sachbegriff „Prostitution“ selbst ist dem Oberbegriff „Sozialverhalten“ zugeordnet und bringt keinen Bezug zu männlicher Prostitution.¹⁶

```

PPN: 209073810
GND-Nummer: 4047516-5      http://d-nb.info/gnd/4047516-5Link
                           zu diesem Datensatz in der GND
Alte Norm-Nr.: 4047516-5 ( in der "swd" vor der GND-Migration)
Frühere Ansetzung: in swd:|s|Prostitution
Quelle: M
GND-Systematik: 9.3d [Sozialisation, Sozialverhalten]
DDC-Notation: 176.5 ; 306.74 ; 331.76130674 ; 338.4730674 ;
               363.44 ; 364.1534
Synonym: Gewerbliche Unzucht
          Weibliche Prostitution
          Sexarbeit
Oberbegriff: Sexualverhalten [Oberbegriff allgemein]
Thematischer Bezug: Bordell [Verwandter Begriff, allgemein]
```

Daneben gibt es Sachbegriffe wie „Gleichstellungsbeauftragte“ als Synonym für „Frauenbeauftragte“ weiterhin bisher nur für Frauen. Es scheint, als ob die Anforderungen des Gender Mainstreaming bisher v.a. in die Richtung gingen, fehlende Sachbegriffe für Frauen „nachzuholen“ (z.B.: Weibliche Zwangsrekrutierte, ... Drogenabhängige, ... Vermisste, ... Strafentlassene, Weibliches Publikum, ... Parteimitglied etc.). Die hier jeweils verwendeten Substantive tauchen beim Schlagwort „Mann“ gar nicht auf. Es gibt aber bereits den Sachbegriff „Entbindungspfleger“ unter demselben Oberbegriff „Medizinisches Personal“ wie „Hebamme“!

¹⁶ Vgl.: Online-GND.http://swb.bsz-bw.de/DB=2.104/SET=17/TTL=1/CLK?IKT=12&TRM=209073810&NOABS=Y&REC=*

3. Bei vielen Sachbegriffen basiert die Zuordnung auf unbewussten Geschlechterstereotypen, die dringend aufgelöst werden müssen.

Diese Unterordnung von Frauenaspekten unter Männerallgemeinheiten ist am schwersten zu durchschauen und deshalb auch nur mit wachsender Erkenntnis, Überzeugung und Voranschreiten der gesellschaftlichen Entwicklung zu verändern. Um diese geschlechterungerechten Zuordnungen zu erkennen, braucht es den geschlechtersensiblen Blick, von dem der Soziologe Pierre Bourdieu schrieb:

“Wenn es darum geht, die soziale Welt zu denken, kann man die Schwierigkeiten bzw. Risiken gar nicht hoch genug veranschlagen. Die Macht des Präkonstruierten liegt darin, daß es zugleich in die Dinge und in die Köpfe eingegangen ist und sich deshalb mit einer Scheinevidenz präsentiert, die unbemerkt durchgeht, weil sie selbstverständlich ist. Der Bruch ist eigentlich eine Konversion des Blicks, und vom Unterricht in soziologischer Forschung kann man sagen, daß er zuallererst lehren muß, „mit anderen Augen zu sehen“ ... Und das ist nicht möglich ohne eine echte Konversion, eine metanoia, eine mentale Revolution, einen Wandel der ganzen Sicht der sozialen Welt.

Was man den „epistemologischen Bruch“ nennt, also die vorübergehende Außerkraftsetzung der gewöhnlichen Präkonstruktionen und der gewöhnlich bei der Realisierung dieser Konstruktionen angewandten Prinzipien, setzt oft einen Bruch mit den Denkweisen, Begriffen, Methoden voraus, die allen Anschein des common sense, der gewöhnlichen Alltags- und Wissenschaftsvernunft (also alles dessen, was die herrschende positivistische Disposition honoriert und anerkennt) für sich haben.“¹⁷

„Ob wir wollen oder nicht, der Mann oder die Frau, welche die Analyse durchführen, sind selbst Teil des Objekts, das sie zu begreifen versuchen. Denn er oder sie hat in Gestalt unbewußter Schemata der Wahrnehmung und der Anerkennung die historisch sozialen Strukturen männlicher Herrschaft internalisiert. Unser erstes Gebot muß deshalb sein, eine praktische Strategie zu finden, die uns zur methodischen Objektivierung des Subjekts wissenschaftlicher Objektivierung befähigt: einen Kunstgriff zur Aufdeckung der Strukturen des archaischen Unbewußten, das wir unserer Ontogenese und Phylogene als geschlechtliche Wesen verdanken und das dazu führt, daß wir an eben dem Phänomen teilhaben, das wir ergründen wollen.“¹⁸

Ein Begriff dieser Kategorie ist z.B. „Gleichstellungspolitik“, der dem Oberbegriff „Frauenpolitik“ zugeordnet ist und letzterer zu den verwandten Begriffen „Frauenbewegung“ und „Gleichberechtigung“. Erst beim Begriff „Gleichberechtigung“ gibt es mit den Synonymen „Mann / Frau / Gleichberechtigung“ und „Mann / Frau / Gleichstellung“ einen Bezug zu Männern. Die „Gleichstellungspolitik“ ist der „Frauenpolitik“ untergeordnet und diese wiederum dem Oberbegriff „Sozialpolitik“. Einen Sachbegriff „Männerpolitik“ gibt es nicht, ebenso wenig „Geschlechterpolitik“!

An diesem Beispiel zeigt sich deutlich die alte Denkweise einer gesondert existierenden „Frauenfrage“, die mit Frauenpolitik gelöst werden muss.

¹⁷Bourdieu, Pierre: Reflexive Anthropologie / Pierre Bourdieu und Loïc J. D. Wacquant. - Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1996. - S. 284f.

¹⁸Bourdieu, Pierre: Männliche Herrschaft revisited. In: Feministische Studien. Weinheim 15(1997)2. S. 88f.

Ein anderes Beispiel ist der Sachbegriff „Misshandelter Mann“, der nach der Kritik von Dagmar Jank damals noch gänzlich fehlte, der aber nach 2010 aufgenommen worden sein muss.¹⁹ Es existiert auch der Sachbegriff „Misshandelte Frau“, aber beide werden völlig unterschiedlichen Oberbegriffen zugeordnet:

Sachbegriff(OGND)	Oberbegriff
Misschandelter Mann	<ul style="list-style-type: none"> – Mann – Misshandlung
Misschandelte Frau	Frau

Warum fehlt bei „Misschandelte Frau“ die Zuordnung zum Oberbegriff „Misshandlung“? Letzterer offeriert dann als hierarchisch untergeordnet.

Sachbegriffe:

Misschandelter Mann / Häusliche Gewalt / Altenmisshandlung / Kindesmisshandlung.

Was wird hier warum nicht zugeordnet?

Überhaupt ist die Suche nach Themen wie „Gewalt gegen Frauen oder Männer“ sehr schwer, weil die Erläuterungen besagen: für Gewalt gegen Frauen bzw. Männer in allen Bereichen verknüpfe die Schlagwörter Gewalt und Mann bzw. Gewalt und Frau oder laut OGND Gewalt / Frau etc. Dieses Vorgehen ist unsystematisch. Es deckt v.a. nicht den Tatspekt auf. Bei Eingabe der entsprechenden Suchbegriffe tauchen sowohl bei „Gewalt Mann“ als auch bei „Gewalt Frau“ Titel zum Thema Gewalt gegen Frauen auf. Auch hier wird durch ein unkonkretes Schlagwort sehr viel Rechercheaufwand abgefordert, wenn konkret nach Gewalt gegen Frauen oder Gewalt gegen Männer gesucht wird.

Ähnliches Potential wird verschenkt, wenn ein Titel wie „Rechtsextremismus und Gender“ mit den Schlagworten „Rechtsradikalismus“ und „Geschlechterforschung“ verschlagwortet wird. Was auf den ersten Blick positiv erscheint, weil der Begriff „Geschlechterforschung“ vergeben wurde, ist auf den zweiten Blick unkonkret und geht weit über den Titel hinaus (was laut Regeln auch nicht statthaft ist). In dem Sammelband finden sich von 16 Titeln 8, die sich mit Rechtsextremismus und Männern beschäftigen und 7, die Frauen und Mädchen in diesem Feld untersuchen. Bei einer Recherche zu „Rechtsradikalismus“ und Frau oder Mann, wird dieser Sammelband aber nicht angezeigt.

Zusammenfassung

Wenn über die Qualität von Katalogen diskutiert wird, sollte das Potential, das eine gendersensible Verschlagwortung bietet, genutzt werden. Dazu brauchen wir mehr Analysen, die Lücken, Fallen und Fehler in den bisherigen Systematiken und Klassifikationen auf der Grundlage der

¹⁹In einem Artikel zu Frauenbibliotheken, der seit 2010 im Bibliotheksportal erscheint, hatte ich dieses Beispiel noch selbst angeführt, was zu korrigieren ist. Vgl.: <http://www.bibliotheksportal.de/bibliotheken/bibliotheken-in-deutschland/bibliothekslandschaft/frauenbibliotheken.html>. Zugriff: 23.06.2014

Ergebnisse der Geschlechterforschung aufzeigen. Die existierenden Frauen-, Lesben- und Genderbibliotheken im deutschsprachigen Dachverband i.d.a.²⁰ haben dazu eine über Jahrzehnte ausgebildete Expertise angesammelt und sind bereit zur Kooperation.

²⁰Vgl. <http://www.ida-dachverband.de/home/>

Bewerbungen von bibliothekarischen Hilfsarbeiterinnen an der Königlichen Bibliothek / Preußischen Staatsbibliothek 1916-1943: Ein Werkstattbericht

Frauke Mahrt-Thomsen

Auf der Suche nach Quellen und Dokumenten zur Bibliothekarinnen-Geschichte in Berlin stieß ich im Hausarchiv der Staatsbibliothek zu Berlin, zugänglich über die Handschriftenabteilung in der Potsdamer Straße, auf einen Schatz besonderer Art: Es handelt sich um Bewerbungsunterlagen von circa 370 Frauen, die sich zwischen 1916 und 1943 um eine Anstellung in der Königlichen Bibliothek / Preußischen Staatsbibliothek beworben haben. Die Abteilung I, Personalakten, Untergruppe 20 des Hausarchivs enthält fein säuberlich nach Geschlechtern getrennt die Unterlagen zu den *Hilfsarbeitern* und *Hilfsarbeiterinnen* der Bibliothek.

In den zehn dickeibigen Aktenbänden zu den *Hilfsarbeiterinnen* hat die Bibliothek auch die Bewerbungsunterlagen von Frauen abgelegt, die unter anderem als Stenotypistin, Kontoristin, Fotografin hoffen, eine Anstellung in der Staatsbibliothek zu bekommen. Die Mehrzahl der Bewerbungen (circa 300) stammt aber von bibliothekarisch oder akademisch vorgebildeten Frauen, die sich um eine Stelle im mittleren Bibliotheksdienst beworben haben.

Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges hielt sich insbesondere in wissenschaftlichen Bibliotheken die Gepflogenheit, Mitarbeiterinnen, die nach einem qualifizierten Schulabschluss (Lyzeums-, Obersekunda-, Primareife, oft auch Abitur) und einer mindestens drei- bis vierjährigen Ausbildung die Diplomprüfung für den „mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und den Dienst an Volksbibliotheken und verwandten Institutionen“ bestanden haben, als *Hilfsarbeiterinnen* zu bezeichnen. Die Anforderungen für diese Diplomprüfung wurden vom preußischen Staat erstmals durch den Erlass des Preußischen Kulturministers vom 10.8.1909 geregelt und 1916 und 1930 modifiziert. Zu den Voraussetzungen für die Prüfung gehörten die einjährigen Praktika sowohl in öffentlichen wie in wissenschaftlichen Bibliotheken und in der Regel auch der Besuch einer Bibliotheksschule und von Vorbereitungskursen in Berlin.

Obwohl die Bewerberinnen in den verschiedensten Regionen Deutschlands und nur zu einem kleinen Teil in nichtpreußischen Ländern oder im Ausland aufgewachsen waren, verband die meisten eine gemeinsame Erfahrung: die schulische und kursmäßige Vorbereitung auf die Diplomprüfung in Berlin und sehr oft auch die Absolvierung eines Praktikums an der Königlichen Bibliothek / Preußischen Staatsbibliothek oder an einer der anderen wissenschaftlichen und öffentlichen Bibliotheken Berlins.

Die Frauen, deren Unterlagen in der Acta I, 20 des Hausarchivs aufbewahrt werden, haben aufgrund ihrer damaligen Bewerbung keine Arbeitsstelle in der Staatsbibliothek bekommen, sondern überwiegend nur eine Nummer auf einer Vormerkliste, die immer länger wurde. Viele er-

hielten aus den verschiedensten, nachfolgend aufgelisteten Gründen, sofort einen ablehnenden Bescheid:

- Weil sie trotz bestandener Diplomprüfung in Fächern wie Stenographie und Maschinen-schreiben ein ‚mangelhaft‘ haben. Eine Eintragung in die Vormerkliste war erst nach erfolgreich absolviertem Nachprüfung für diese Fächer möglich.
- Weil sie im Praktikum / bei der Diplomprüfung ungünstig beurteilt wurden.
- Weil sie die sächsische Diplomprüfung in Leipzig und nicht die preußische in Berlin absolviert haben.
- Weil sie vor dem Ersten Weltkrieg nicht in Berlin gewohnt haben (Antwort im August 1919) oder weil es eine Zuzugssperre nach Berlin gibt (Oktober 1934).
- Weil sie zwar Vollakademikerinnen sind, vielleicht sogar die Laufbahnprüfung für den höheren Bibliotheksdienst gemacht haben, aber nicht die Diplomprüfung.
- Weil sie nicht bei der Arbeitsnachweisbehörde gemeldet sind (ab 1930).
- Weil sie eine Frau, jedoch Männer zu bevorzugen sind (Anweisung des Ministeriums ab Frühjahr 1931).
- Weil es auf absehbare Zeit keine freie Stellen gibt, zumindest nicht in dem gewünschten Bereich.
- Weil die Vormerklisten schon zu lang sind und für eine Weile ganz geschlossen werden (1936, 1939).

In einigen wenigen Fällen haben die Bewerberinnen ein Stellenangebot von der Preußischen Staatsbibliothek erhalten, dieses aber aus verschiedenen Gründen nicht angenommen, und anderem weil sie kurzfristig einen attraktiveren Arbeitsplatz fanden.

Im Jahre 1939 ist die Vormerkliste bereits bei der Nummer 201 angelangt. Nach einer Übersicht der Generaldirektion aus dem gleichen Jahr¹ gibt es zu diesem Zeitpunkt 100 Frauen im mittleren Bibliotheksdienst des Hauses. Die Vormerkliste übersteigt diese Zahl um das Doppelte. Selbst wenn eine Reihe von Vormerkungen sich inzwischen erübrigten hatten, weil die betreffenden Frauen inzwischen eine Stelle fanden, entweder bei der Preußischen Staatsbibliothek oder in anderen Einrichtungen, so zeigt diese Zahl doch den großen Bedarf und den Druck, unter dem die Frauen bei der Suche nach einem einigermaßen akzeptablen Arbeitsplatz standen. Viele wollten wahrscheinlich auch trotz anderer Stelle auf der Vormerkliste der Staatsbibliothek bleiben, weil ein Arbeitsplatz dort als attraktiver galt, mit besserer sozialer Absicherung und den Aufstiegschancen in ein Beamtenverhältnis.

¹Personalstand der Preußischen Staatsbibliothek, in: Acta PrSB, Generaldirektion Hugo Andres Krüss, Nr. 263 (1939-1944).

Frauen und der Bibliotheksberuf in den Bewerbungsakten

Die Bewerbungsakten vermitteln insgesamt einen intensiven Eindruck von der schwierigen Situation bibliothekarisch arbeitender Frauen in der Zeit zwischen den Weltkriegen und über den fragilen Zustand der deutschen Gesellschaft nach dem traumatischen Ende des Ersten Weltkrieges.

Die Bewerbungsschreiben, Lebensläufe, Zeugnisse und Briefe von Angehörigen, Freunden und Förderern sind voller Hinweise auf die Brüche, Verwüstungen und Verunsicherungen, die der Krieg und die nachfolgenden Krisen in den meist gutbürgerlichen Herkunftsfamilien angerichtet haben. Sie zeigen auch, wie stark die Bewerberinnen, trotz neu gewonnener Bildungs- und Berufsperspektiven, von ihren Familien noch in einer auffallend geschlechterbezogenen Weise in die Pflicht genommen werden, alten Rollenbildern zu genügen und eigene Weiterentwicklungsmöglichkeiten zurückzustellen.

So durchziehen die Bewerbungsschreiben und Lebensläufe Hinweise auf den „Heldentod“ des Vaters, Gatten oder Verlobten, den Verlust des Familienvermögens, die unversorgte Mutter, die noch in Ausbildung befindlichen Geschwister, die Krankheit und Pflegebedürftigkeit der Eltern, die Arbeitslosigkeit oder vorzeitige Pensionierung des Vaters, die Stellungslosigkeit der Geschwister. Bewerbungen enthalten oft Sätze wie: „Vater hat in der Inflation sein Vermögen verloren“ (E. M., 1927), „Ich muss meine Mutter und meine Schwester finanziell unterstützen“ (Ch. M., 1932) oder: „Die äußerst schwierige wirtschaftliche Lage meiner Eltern erfordert, dass ich sofort jede berufliche Tätigkeit ergreife.“ (W. S., 1935). Sie werden zu der wichtigsten Begründung für die Bewerberinnen, warum sie unbedingt eine Stelle in der Staatsbibliothek haben möchten.

Nicht selten schreiben auch Väter, Freunde und hochgestellte Unterstützer an den Bibliotheksdirektor, um ihm unter Hinweis auf die Sorgen und Nöte der Familie die Einstellung der Kandidatin ans Herz zu legen. So schreibt ein Oberregierungsrat B. I. zu der Bewerberin R. Sch. 1931 an die Bibliothek: „[...] steht völlig allein und mittellosda, hat seit Jahren eine kranke Mutter unterhalten und jetzt eine erwerbslose Schwester.“

Manchmal wird der Druck auf die Generaldirektion zugunsten einer bestimmten Bewerberin sehr direkt. So versucht ein Prof. R. aus dem Wissenschaftsministerium im Frühjahr 1930 die Generaldirektion per Erlass anzuweisen, die Bewerberin G. Sch. einzustellen. Generaldirektor Krüss widerspricht, willigt dann aber in einen sechswöchigen Probedienst der Bewerberin ein.

Häufig haben die Kandidatinnen mit einigen Jahren Berufserfahrung bereits schmerzhafte Einschnitte in ihrer Arbeitsbiographie wegstecken müssen, den wiederholten Verlust ihres Arbeitsplatzes durch Personalabbau und Finanzmittelkürzungen, oder durch die Verfügung, ihren Arbeitsplatz für einen Kriegsheimkehrer freizumachen. Die Stellen, die sie im Verlaufe der Zwanziger Jahre bekommen, sind häufig befristet, und in der Weltwirtschaftskrise werden auch längerfristig Beschäftigte von den Bibliotheken in größerer Zahl entlassen.

Ab 1930 wurde die Preußische Staatsbibliothek vom Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung angewiesen, bei der Besetzung von Stellen im mittleren Bibliotheksdienst Männer zu bevorzugen, weil Frauen dort bereits bei weitem in der Überzahl seien. Als ein Oberregierungsrat Schw. aus dem Wissenschaftsministerium 1930 zugunsten einer Frau v. E. interveniert

und diese sich über das ihr zu Ohren gekommene Gerücht der Bevorzugung von Männern beschwert, kann die Bibliotheksleitung nur bestätigen, dass dieses stimmt, aber dass es sich um eine Weisung aus dem eigenen Ministerium handelt.

Natürlich arbeiten im mittleren Bibliotheksdienst in den Zwanziger Jahren bereits deutlich mehr Frauen als Männer. Seit Beginn des Jahrhunderts waren es die Frauen, die in Ermangelung anderer Alternativen – die akademische Ebene blieb ihnen über lange Zeit verschlossen – mit hoher Motivation, Bildungs- und Leistungsbereitschaft in den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und in die Volksbibliotheken strömten und beide Bereiche maßgeblich weiter entwickelten.

Wie auch in anderen qualifizierten Tätigkeitsbereichen wurde das Berufsfeld Bibliothek für sie nur im mittleren Bereich geöffnet, denn in Preußen durften Frauen erst ab 1908 studieren und sich erst ab 1921 um ein Volontariat für den höheren Bibliotheksdienst bewerben. Aber der Zugang zur leitenden Ebene wurde nur einer sehr kleinen Anzahl von Frauen eröffnet und so drängten sie in die mittlere Laufbahn. Das war vielen Bibliotheksdirektoren längere Zeit durchaus sehr willkommen, weil die weiblichen Hilfskräfte bereit waren, viele Ordnungs- und Routineaufgaben mit größtem Fleiß bei sparsamer Entlohnung zu übernehmen und so eine wirksame Entlastung für Bibliotheksbetrieb und das Bibliotheksbudget darstellten.

Nach dem Ersten Weltkrieg baut sich unter den leitenden Bibliotheksdirektoren eine schrittweise Fronde gegen die Feminisierung der mittleren Bibliotheksebene auf. So sendet Fritz Milkau, seit 1921 Nachfolger Adolf von Harnacks als Generaldirektor der Preußischen Staatsbibliothek, seinem Minister am 18.9.1923 eine Stellungnahme „betr. die Verwendung von Frauen im mittleren Bibliotheksdienst.“² Er vermeint deutliche Grenzen ihrer physischen und psychischen Belastbarkeit zu sehen, weil sie nicht „lange Stunden hintereinander [...] stehend mit schweren Bänden hantieren“ könnten oder „weil sie leichter die Ruhe verlieren“, eine größere Anfälligkeit für Krankheiten hätten und natürlich würde es zu Unzuträglichkeiten kommen, wenn man auch nur den Versuch machen würde, „weibliche Beamte zu Vorgesetzten von männlichen zu machen.“ Er plädiert deshalb bereits 1923 für eine stärkere Maskulinisierung des mittleren Dienstes.

Als in der großen Wirtschaftskrise immer mehr Männer arbeitslos werden, zögert man auf höherer ministerieller Ebene nicht länger, daraus 1930 ein verbindliches Dekret zu machen: Männer sind, nicht nur bei gleichen Qualifikationen, sondern grundsätzlich und überhaupt, bei Stellenbesetzungen im mittleren Bibliotheksdienst vorzuziehen.

Wenn die geschlechterdiskriminierende Anweisung hier noch in der Form einer offiziellen Anweisung vorgenommen wurde, so geschah es auf der Ebene des höheren Bibliotheksdienstes in einer wesentlich versteckteren Art und Weise. Der Zugang von Frauen zum Höheren Bibliotheksdienst wurde von Anfang an sehr restriktiv gehandhabt und phasenweise de facto unterbunden. Nach den Untersuchungen von Dagmar Jank³ erhielten zwischen 1921 und 1938 45 Frauen die Zulassung als Volontärinnen für den höheren Bibliotheksdienst, davon beendeten 37 ihre Ausbildung und arbeiteten überwiegend bis zu ihrer Pensionierung in wissenschaftlichen

²Schreiben des Vorsitzenden des Beirats für Bibliotheksangelegenheiten, Fritz Milkau, an den Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, vom 18.9.1923, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, UIK 8853, Bl.42.

³Dagmar Jank: Frauen im höheren Bibliotheksdienst, in: Verein Deutscher Bibliothekare 1900-2000. Festschrift. Wiesbaden 2000, S.302ff.

Bibliotheken – wenn sie nicht aufgrund des *Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums* vom 7.4.1933 wegen ihrer jüdischen Herkunft entlassen wurden wie Clara Stier-Somlo, Helene Wieruszowski und Anneliese Modrzejewski, die alle drei zeitweise oder bis zum Schluss bei der Preußischen Staatsbibliothek gearbeitet haben.

Einige wenige Frauen schafften also den Zugang zu der höheren Bibliothekslaufbahn, aber als in der 35. Sitzung des Preußischen Beirats für Bibliotheksangelegenheiten erneut über die Zulassung von Volontären und Volontärinnen gesprochen wurde, plädierte Hugo Andres Krüss, seit 1925 Generaldirektor der Preußischen Staatsbibliothek, dafür, „größere Zurückhaltung bei der Annahme von weiblichen Bewerbern zu üben“. Der Vertreter des Kultusministeriums gab dann vor, um die „Führerinnen der Frauenbewegung“, die „schon jetzt nervös“ seien, nicht weiter zu provozieren, solle man „stillschweigend“ für ein bis zwei Jahre keine Frauen zulassen. Die fünfzehn männlichen Mitglieder des Beirats erhoben keinen Widerspruch.⁴

In den Bewerbungsakten findet sich das Beispiel von Dr. Edith Adelheid Rothe (Jg. 1897), die 1925 promoviert und 1927 die Prüfung für den Höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken ablegte. 1934 unterzog sie sich zusätzlich der Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst, weil ihr offenbar deutlich gemacht wurde, dass sie nur so eine Chance hätte, überhaupt eine Stelle im Bibliothekswesen zu bekommen. Sie wird von Krüss in die Vormerkliste für die Hilfsarbeiterinnen eingetragen. Selbst diese Eintragung wird anderen Akademikerinnen, die auch die Diplomprüfung absolviert haben, aber bei der immer noch vorgeschriebenen Prüfung in Stenographie und Maschinenschreiben nur ein mangelhaft vorweisen konnten, rigoros verweigert (Bsp. Dr. Jenny Müller, Jg 1895) oder erst vorgenommen, wenn die Bescheinigung über die gelungene Nachprüfung eingereicht wird (Dr. Hildegard Lullies, Jg. 1902).

Einer anderen Bewerberin, die kurz vor der Promotion steht und sich nach der Möglichkeit einer späteren Anstellung in der Staatsbibliothek erkundigt, wird 1937 mitgeteilt, dass man „jetzt oder später keine Möglichkeit sieht, sie an der Staatsbibliothek zu beschäftigen“, da nur Kräfte mit bibliothekarischer Ausbildung genommen werden, und man sagt ihr in aller Deutlichkeit: „Die wissenschaftliche Laufbahn bietet für Frauen zur Zeit keine Aussicht“! Die wenigen, bereits im höheren Dienst befindlichen Frauen konnten bleiben (in der Preußischen Staatsbibliothek z.B. Dr. Käthe Iwand und Dr. Luise von Schwartzkoppen), aber ein Neuzugang von Frauen zum höheren Bibliotheksdienst war offensichtlich nicht mehr möglich.

Lebensläufe der Bewerberinnen

Zurück zu der Liste der Bewerberinnen für eine Stelle im mittleren Bibliotheksdienst. Bei einem Blick auf den meistens angegebenen Beruf des Vaters fällt auf, wie durchgängig die Bewerberinnen für eine mäßig bezahlte Hilfsarbeiterinnen-Stelle aus einem ausgesprochen gut- bis großbürgerlichen Milieu stammten. Die Väter sind Landgerichts- und Regierungsräte, Rechtsanwälte, Ärzte, Lehrer, Pfarrer, Professoren, Studienräte und Bibliotheksdirektoren, Fabrikbesitzer, Leutnante und Landwirte, Kartographen, Redakteure und Kaufleute, manchmal auch mittlere Beamte, Zollsekretäre, Postinspektoren, Buchbinder und Stadtgärtner. Proletarische Väter kommen nicht vor, auch kaum kleine Angestellte und Gewerbetreibende, keine Musiker, Maler oder andere Kreative, auch keine Techniker oder Ingenieure. Es ist eine sehr homogene, fast zu-

⁴Zitiert nach Erwin Marks: Aus dem Protokoll geplaudert. In: Laurentius (1992), s.123.

sehr in sich abgeschlossene Herkunftsschicht, die den beruflichen Nachwuchs aus den eigenen, am preußischen Beamtenamt orientierten Kreisen rekrutiert.

Eine interessante Besonderheit sind die bibliothekarischen Herkunfts-familien, die Fälle, in denen Töchter, Schwestern oder sonstige Verwandte von Bibliothekaren den bibliothekarischen Beruf ergriffen oder die eheliche Verbindung mit einem Bibliothekar gesucht haben. Schon in der ersten Generation der Bibliothekarinnen gibt es dafür einige markante Beispiele wie Anna Reicke (Tochter des Oberbibliothekars Prof.Dr. Reicke aus Königsberg), Anna Harnack und Martha Schwenke (Töchter des Generaldirektors Adolf von Harnack und des Ersten Direktors Dr. Paul Schwenke an der Königlichen Bibliothek).

In den *Hilfsarbeiterinnen-Akten* stößt man noch auf eine ganze Reihe weiterer Bewerberinnen aus Bibliothekarsfamilien:

- *Ursula Altmann*, Tochter des Leiters der Musikabteilung der Königlichen Bibliothek, Prof. Dr. Wilhelm Altmann
- *Margarethe Fritz*, Schwester von Dr. Gottlieb Fritz, dem Leiter der Stadtbibliothek Charlottenburg und Direktor der Berliner Stadtbibliothek
- *Roswitha Fritz*, verh. Kohler, Tochter von Gottlieb Fritz
- *Charlotte Goldschmidt*, geb. von Orth, Ehefrau des Bibliotheksrats an der UB Münster, Dr. Günther Goldschmidt
- *Margarethe Günther*, Tochter des Direktors der Danziger Stadtbibliothek, Prof. Dr. Otto Günther
- *Hildegard Karsten*, Nichte des Direktors der Lippischen Landesbibliothek, Dr. Ernst Anemüller
- *Luise Kopfermann*, Tochter des Oberbibliothekars Dr.(?) Kopfermann an der Königlichen Bibliothek
- *Marie-Luise Notzke*, Tochter des Oberbibliothekars Johannes Notzke, Leiter der Reichsbank-Bibliothek
- *Renate Stier*, Tochter des Reichstags-Bibliothekars Dr.jur. Gerhard Stier
- *Maria Luise Trommsdorff*, Tochter des Oberbibliothekars an der TH Hannover Dr. Paul Trommsdorff
- *Gertrud Wille*, Tochter des stellvertretenden Direktors der UB Berlin Dr. Wille

Nach dem Besuch der Höheren Töchter- oder Mädchengeschule, später des Lyzeums und Oberlyzeums und dem Besuch einer Handelsschule oder Frauenschule folgt in einer nicht geringen Anzahl von Lebensläufen der Hinweis auf den Besuch eines Hauswirtschaftskursus oder auf eine Hauswirtschaftslehre. Auch als Erwachsene verbringen viele Bewerberinnen längere Phasen im Elternhaus, um sich nach dem Tode eines Elternteils um den verbliebenen Elternteil zu kümmern, ihm Gesellschaft zu leisten und für den Haushalt zu sorgen. So führt Elise F. (Jg.1891) nach dem Tod der Mutter für volle zwölf Jahre (1909-21) den Haushalt des Vaters und lebt Ilse P. (Jg.1905) von 1922-24 im Haushalt der Eltern und beginnt erst dann mit der Berufsausbildung,

Bei den Angaben zu ihrer Schulzeit ist auffallend, wie häufig die Bewerberinnen – in Abhängigkeit vom Beruf des Vaters und den Ereignissen der Zeitgeschichte – den Wohn- und Schulort gewechselt haben. Manche wachsen zunächst in den östlichen Gebieten Preußens auf, im Warthegau / Westpreußen, Oberschlesien und Memelland. Sie müssen mit ihren Familien nach dem Ende des Ersten Weltkrieges aus diesen Gebieten fliehen, werden zur Minderheit unter der polnischen Regierung oder unter internationale Verwaltung gestellt. Andere fliehen vor den revolutionären Veränderungen in Russland oder Spanien und erreichen Deutschland zum Teil erst auf langen Umwegen. Eine Umsiedlerin kommt durch den Hitler-Stalin-Pakt (1939) aus dem Baltikum ins Deutsche Reich. Für alle diese historischen Umbrüche finden sich Beispiele in den *Hilfsarbeiterinnen-Akten*. So schreibt E. G. (Jg. 1910) in ihrer Bewerbung, dass sie in Konitz/Westpreußen aufwuchs, „bis mein Vater starb und wir vor den Polen flüchten mussten.“ Die Familie G. wiederum bleibt im Memelland, obwohl es 1919 nach den Bestimmungen des Versailler Vertrages unter allierte Verwaltung gerät und 1923 von Litauen annexiert wird. Der Vater engagiert sich politisch und wird zum Führer der Memelländischen Landwirtschaftspartei, der stärksten Partei der deutschsprachigen Bevölkerung. Seine Tochter absolviert die bibliothekarische Ausbildung in Berlin und als sie kurz vor der Prüfung steht, sucht im März 1932 ein Attaché des Auswärtigen Amtes persönlich den Generaldirektor der Königlichen Bibliothek auf, um ihm den Wunsch des Führers der Memelländischen Landwirtschaftspartei nach einer Stelle für seine Tochter zu überbringen. Krüss antwortet, dass er sehr wohl verstehe, „welches Interesse daran besteht, Herrn G. eine Freundlichkeit zu erweisen.“ Er wäre gern bereit, daran mitzuwirken, doch er hätte keine Möglichkeit dazu, „sofern nicht ein Ihnen zur Verfügung stehender Fonds dazu herangezogen werden könnte.“

Ich vermute, dass das Auswärtige Amt nicht bereit und in der Lage war, der Preußischen Staatsbibliothek eine Stelle zu schenken.

Zu den bibliothekarischen Ausbildungsverläufen der Bewerberinnen, zu der Art und Weise, wie sie die in Berlin jeweils verfügbaren Bibliotheksschulen und -kurse mit Praktika in allen Teilen Preußens, mit den verschiedensten Privatstudien, Arbeits- und Auslandserfahrungen kombiniert haben, um sich auf die Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und den Dienst an Volksbibliotheken und verwandten Institutionen vorzubereiten und andererseits ihren vielfältigen Interessen zu folgen, wäre ein weiterer Werkstattbericht nötig.

Ein Seitenblick wäre dabei angebracht auf die nicht ganz kleine Zahl bibliothekarischer Bewerberinnen, die zwischendurch glaubten, ihr dauerhaftes Glück in der Ehe zu finden, ihren Arbeitsplatz aufgaben, Kinder bekamen und dann plötzlich von unvorhergesehenen Ereignissen betroffen werden: Der Mann stirbt oder er verliert seine Arbeit oder er lässt sich scheiden und zahlt keinen Unterhalt – unter Umständen, weil er selber keine Gehalts- oder Pensionszahlungen mehr bekommt. Die Frau hat eventuell vor Jahren ihre Diplomprüfung bestanden, aber kaum Berufserfahrung und muss sich unter äußerst ungünstigen Umständen, vielleicht mitten in der Wirtschaftskrise, wieder einen Arbeitsplatz suchen. Solche dramatischen Lebensverläufe finden sich in nicht geringer Zahl in den Bewerbungsunterlagen oder Bittbriefen von Freunden und Förderern, die den Generaldirektor der Preußischen Staatsbibliothek erreichen.

Nationalsozialismus

Die NS-Zeit findet zunächst mit Verzögerung, dann aber deutlich ihren Niederschlag in den Bewerbungsakten. Ab 1934/35 häufen sich die NS-konformen Grußformeln und Loyalitätsbeweise in den Bewerbungsunterlagen und die Bibliothek zögert nicht, den Anforderungen der neuen Zeit Genüge zu tun. Ab August 1933 wird von den Bewerberinnen die Unterzeichnung einer vorformulierten Arier-Erklärung verlangt, ab Dezember 1933 wird dafür ein Formblatt ausgegeben. 1934 unterzeichnen sowohl eine Bewerberin wie ein Bibliotheksdirektor „mit deutschem Gruß“. Die Tochter eines Pfarrers röhmt sich, dass sie Mitglied der NSBO (Nationalsozialistischen Betriebsorganisation) der TH Berlin und der DAF (Deutsche Arbeitsfront) ist, ab 1935 verwenden sowohl die Bewerberinnen wie die Bibliotheksdirektoren regelmäßig die Grußformel „Heil Hitler!“. Die Bibliothekarin I. H. berichtet, dass ihre Mutter schon seit 1931 in der NSDAP ist und der ältere Bruder leider ohne Stellung, aber Rottenführer in der SA. Im gleichen Jahr sind es zwei Bewerberinnen mit Promotion, die in besonderer Weise ihre Loyalität bekunden. Dr. H. B. erklärt freudig, „dass ich alte Parteigenossin bin“, und Dr. R. W. beginnt ihre Bewerbung mit den Worten: „Ich bin 27 Jahre alt und rein arischer Abstammung.“

Diese Art Einstieg macht Schule in den Bewerbungsschreiben. Ab 1937 betonen immer mehr Bewerberinnen, dass sie Mitglied der Partei, des BDM, der NS-Volkswohlfahrt und -Frauenschaft sind und beteuern zunehmend auch ihre feste Verankerung in der evangelischen Kirche: „Ich bin evangelischer Religion und rein arischer Abstammung“, „Ich bin 25 Jahre alt, evangelischer Konfession und arischer Abstammung“ oder „Ich bin arischer Abstammung, deutscher Staatsangehörigkeit und evangelisch-lutherischen Bekenntnisses.“

1938 versichert die Mädelschaftsführerin I. L. R., „dass meine Ahnen bis vor 1800 rein arischer Abstammung waren“ und im gleichen Jahr beteuert H. K. „Ich bin 42 Jahre alt und politisch durchaus zuverlässig.“ 1941 schreibt die Bewerberin H. G. S. aus Wien: „Ich werde meinen Vorgesetzten unbedingten Gehorsam leisten. Heil Hitler!“

Zwar scheint sich die Stellensituation für bibliothekarisch arbeitende Frauen im Verlauf der Dreißiger Jahre etwas entspannt zu haben, da die bestehenden Einrichtungen schrittweise wieder mit besserer Finanzierung rechnen konnten und zentral und dezentral neue Einrichtungen geschaffen werden, die auch Bibliothekarinnen Arbeitsplätze bieten. So nennen die Bewerberinnen folgende Institutionen, in denen sie nach 1933 eine Arbeitsstelle fanden:

- Reichsstelle für das Volksbüchereiwesen (Ltr. Fritz Heiligenstaedt)
- Reichsjugendbücherei
- Wehrkreisbüchereien, mindestens 18 (Nr. 18 befand sich in Salzburg)
- Kirchenbuchamt, 1936 neu eingerichtet für die Sippenforschung
- Pressearchiv des Reichspropaganda-Ministeriums

Nach Kriegsbeginn kommen neue Aufgaben hinzu: die Verwaltung der Bibliotheken in den besetzten Ländern oder ihre Ausplünderung und die Sichtung und Aufbereitung des Raubguts in heimischen Depots und ähnlichem. Der Überhang auf der Vormerkliste der Staatsbibliothek schmilzt offenbar rasch, nach 1939 gibt es nur noch einige wenige Bewerbungsunterlagen in den Akten.

Die letzte, zu den Akten gelegte Bewerbung stammt vom 17.3.1943 (Anmerkung der Verfasserin: Das war der Tag meiner Geburt!). Die Antwort der Preußischen Staatsbibliothek lautet, dass die „Neueinstellung von Personal nicht mehr zulässig ist.“

Frauke Mahrt-Thomsen, Jahrgang 1943, aufgewachsen in Schleswig-Holstein, 1964-67 Ausbildung zur Diplom-Bibliothekarin in Berlin, 1967-2008 Tätigkeit an der Stadtbibliothek (Friedrichshain-)Kreuzberg, 1975-2002 als Leiterin einer Stadtteilbibliothek, 1988-2011 Mitglied von Akribie (Arbeitskreis Kritischer BibliothekarInnen), ab 2011 Arbeitskreis Kritische Bibliothek, seit 2008 Mitarbeit im Netzwerk der deutschsprachigen Frauenarchive und -bibliotheken.

Lieder und Gedichte sammeln gegen das Verstummen. Erinnerungen an die Bibliothekarin Anna Kvapilová (1905-1992)

Susanne Brandt

Vermutlich gibt es viele vergessene oder verloren gegangene Geschichten wie diese, Geschichten von Bibliothekarinnen, die durch Krieg und politische Verfolgung aus ihrem Beruf gerissen wurden, aber doch etwas davon gerettet haben: Die Kraft der gehüteten und weitergegebenen Gedichte und Lieder für die Rettung der Identität und gegen das Verstummen.

Aufmerksam geworden bin ich auf die Lebensgeschichte von Anna (Anička) Kvapilová (geb. 19.3.1905 bei Sedlcany/Böhmen – gest. 28.6.1992 in Norwegen) eher zufällig bei Recherchen zu einem Lagerlieder-Projekt (Ausländer 2006), die zunächst eine eigentlich ganz alltägliche bibliothekarische Eigenschaft von ihr ans Licht brachten: Sie war eine engagierte Sammlerin. Mit großer Sorgfalt und Leidenschaft für die Wirksamkeit der Worte und der Musik trug sie Lieder und Gedichte zusammen – in den 1930er Jahren als Musikbibliothekarin in Prag, vor allem aber in den 1940er Jahren im Konzentrationslager Ravensbrück. Über ihre Tätigkeit an der Musikabteilung der Prager Stadtbibliothek von Juni 1936 bis Juli 1939 (andere Quellen lassen auf eine bibliothekarische Tätigkeit bis zu ihrer Verhaftung 1941 schließen) lässt sich nicht viel in Erfahrung bringen. Sie soll in dieser Zeit mehrere Artikel über das Bibliothekswesen publiziert sowie eine Ausstellung zusammengestellt haben, die dem Komponisten Antonín Dvořák gewidmet war. Als Mitglied der sozialistischen Partei beteiligte sie sich dann am antifaschistischen Widerstand gegen die Besetzung von Böhmen und Mähren durch die Nationalsozialisten. Der Widerstandsgruppe „Úvod“ stellte sie ihre Prager Wohnung für konspirative Treffen zur Verfügung. Im April 1941 wurde sie von der Gestapo verhaftet und im Herbst 1941 in das Konzentrationslager Ravensbrück gebracht. (Knapp 2003, S. 234-236)

Dort traf sie im so genannten tschechischen Block Milena Jesenská wieder, die sie bereits aus Prag von einer Begegnung in der Redaktion der später verbotenen Zeitschrift *Přítomnost* her kannte – jene Milena, deren Name durch die Briefe Kafkas in die Literaturgeschichte eingegangen ist (Kafka, 1993). Margarete Buber-Neumann erwähnt die Freundschaft der beiden Frauen später in ihrem Buch über Milena (Buber-Neumann, 1977). Anna Kvapilová selbst äußert sich dazu so, wie sie in einem Beitrag der ZEIT aus dem Jahr 1983 zitiert wird:

„Ich las alles, was Milena schrieb, ich habe mir alle ihre Artikel ausgeschnitten und aufbewahrt. Ich konnte eben nicht anders, machte mich auf den Weg, um Milena persönlich für ihre Tapferkeit zu danken. Zum zweiten Mal begegneten wir uns am 15. Oktober 1941, als ich gemeinsam mit 20 Frauen, die aktiv am Widerstand gegen

Hitler teilgenommen haben, ins KZ Ravensbrück¹ eingeliefert wurde. Ich werde diesen Abend nie vergessen. Wir mußten nackt an der hell beleuchteten Tür zum Krankenrevier vorbeilaufen, und da erblickte ich Milena. Sie stand in der offenen Tür, und mir schien es, als trüge sie rund um ihren blonden Kopf eine Gloriole. „Willkommen“, rief sie uns zu.“ (Filip, 1983)

Annas kulturelles und musikalisches Engagement fand in Ravensbrück eine besondere Fortsetzung. Frauen, die sie kannte und die neu ins Lager kamen, bat sie darum, ein Gedicht in ihrer jeweiligen Muttersprache in ein Heft einzutragen, das sie gut verwahrte. Aus ihrer Zeit als Bibliothekarin hatte sie auch die Fähigkeit zum Buchbinden mitgebracht und nutzte diese nun im Lager, um für Mithäftlinge kleine Lieder- und Gedichtbücher als Geschenke herzustellen. Daneben führte sie selbst Tagebuch und schrieb Gedichte, in denen sie die quälende Monotonie des Lagerlebens verarbeitete:

Der Tag

*Wir stehen morgens nur deshalb auf,
um abends wiederum schlafen zu gehen.
Vielleicht bringt die Nacht uns dann im Traum,
was die Wirklichkeit nicht zu geben vermag.*

*Wir stehen auf, erwarten den nächsten Tag,
ein Meer ungeweinter Tränen rinnt hernieder.
An uns bricht sich der Sturm der Zeit.
Worauf wartet ein jeder von uns?*

*Eine treue Wiederholung des Gestern nur,
wieder Not und Erniedrigung,
alles ist so zum Verrücktwerden gleich,
nur Wandel prägt ins Gesicht uns die Zeit.*

Anička Kvapilová (Ravensbrück 1944), Nachdichtung von Jan-Peter Abrahami (Jaiser, 2005)

Dieses wie auch andere Gedichte aus ihrer Sammlung halfen ihr und den anderen Frauen, sich vor der inneren Erstarrung zu retten, das Gefühl der Machtlosigkeit mit der Macht der Worte zu durchbrechen – und mit der Macht der Musik. Vermutlich wird sie aus den zusammengetragenen Volksliedern im Lager wie aus den Erinnerungen an den Notenbestand der Musikbibliothek in Prag geschöpft haben, als sie im Lager einen Frauenchor gründete, der eben diese Volkslieder wie auch bekannte Lieder von Dvorak und Smetana sang.

Anna Kvapilová überlebte das Lager. In einem Transport mit Norwegerinnen wurde sie durch das Schwedische Rote Kreuz aus Ravensbrück evakuiert. Sie kehrte 1945 nach Prag zurück, war als Offizier der „Vereinigung der Nationalen Revolution“ tätig und publizierte einige Zeitschriftenaufsätze und Bücher über das kulturelle Leben in Ravensbrück. Nachdem 1948 die kommunistische Partei die Regierung übernommen hatte, wurde sie aus dem öffentlichen Dienst entlassen. Um einer erneuten Verhaftung zu entgehen, floh sie im August 1948 ins norwegische

¹<http://www.zeit.de/schlagworte/orte/ravensbrueck>

Exil und engagierte sich fortan in der Hilfe für tschechische und slowakische Flüchtlinge. 1985 erhielt sie in Norwegen eine Auszeichnung für ihre Verdienste.

Nach ihren Erinnerungen an Ravensbrück befragt, erzählte sie nicht nur von geretteten Texten und Büchern, sondern auch von verlorenen: Milena hatte Anna ihre Tagebücher anvertraut, bevor sie am 17. Mai 1944 an einer schweren Nierenentzündung in Ravensbrück starb. Ihre Hoffnung war, dass Anna die Tagebücher heimlich verwahren und irgendwann nach Prag zurück bringen könnte. Das aber gelang nicht. Noch 40 Jahre später fühlte sich Anna für den Verlust der Tagebücher verantwortlich. Sie erzählt:

„Ich konnte aber Milenas Tagebücher nicht ständig unter dem Rock versteckt tragen, das war zu riskant, ich habe sie im Lager unter den Fußboden geschoben und ständig die Verstecke gewechselt. Als im April 1945 die deutschen Sozialdemokratinnen, mit ihnen auch Grete Buber-Neumann, gemeinsam mit den norwegischen und dänischen Frauen entlassen wurden, hätte ich Milenas Tagebücher Grete oder einer der vielen Frauen, zu denen ich volles Vertrauen hatte, geben sollen. Ich hatte aber Angst, daß sie noch gefilzt würden. Und dann kamen die hektischen Tage kurz vor dem Zusammenbruch, ich lebte in ständiger Unsicherheit und habe Milenas Tagebücher schließlich ganz einfach verloren ...“ (Filip, 1983)

Zwei Jahre vor ihrem Tod nutzte Anna Kvapilová 1990 noch einmal die Gelegenheit, in ihre Heimat reisen zu können. Sie starb 1992 in Norwegen und wurde im Grab ihres Kindes, das schon vor dem Krieg in Prag gestorben war, beigesetzt.

Literatur

Ausländer, Fietje; Brandt, Susanne; Fackler, Guido (2006): O bittre Zeit. Lagerlieder 1933-1945. Hrsg. vom Dokumentations- und Informationszentrum Emslandlager (DIZ). Papenburg : DIZ, 3 CD's mit Beiheften.

Buber-Neumann, Margarete (1977): Milena, Kafkas Freundin. München : Müller.

Bundeszentrale für politische Bildung (2006): Ravensbrück – Überlebende Erzählen. <http://www.bpb.de/geschichte/nationalsozialismus/ravensbrueck/60697/frauenlager-ravensbrueck>

Filip, Ota (1983): Wer war Milena? Auf Spurensuche in Oslo. In: Die Zeit. 2 (7. Januar) 1983. <http://www.zeit.de/1983/02/wer-war-milena/seite-8>

Jaiser, Constanze; Pampuch, Jacob David (2005): Europa im Kampf 1939–1944. Internationale Poesie aus dem Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück. CDs mit Begleitbuch, Berlin : Metropol.

Kafka, Franz (1983): *Briefe an Milena*, erweiterte und neu geordnete Ausgabe, hrsg. von Jürgen Born und Michael Müller, Frankfurt am Main : Fischer.

Knapp, Gabriele (2003): Frauenstimmen. Musikerinnen erinnern an Ravensbrück. Berlin : Metropol, 2003, S.234-236.

Jella Lepman: Die Gründerin der Internationalen Jugendbibliothek

Anna Becchi

Es gibt ein Buch, das vor fünfzig Jahren geschrieben wurde und jeden, der es in die Hände bekommt, in seinen Bann zieht. Es heißt *Die Kinderbuchbrücke* und liest sich wie ein Abenteuerroman. Dessen Heldin ist eine außerordentliche Frau, der viel mehr Ruhm hätte zustehen sollen als eigentlich der Fall gewesen ist.

Was sie praktisch im Alleingang geleistet hat, kennt keinen Vergleich. Ihre Ideen haben die Welt verändert und auf bahnbrechende Weise zur Völkerverständigung beigetragen. Mehr als andere Persönlichkeiten hätte sie den Friedensnobelpreis verdient, und doch ist ihr autobiographisches Buch fast in Vergessenheit geraten und ihr Name den Wenigsten geläufig.

Wer war Jella Lepman?

1. Vorgeschichte

Geboren wurde sie am 15. Mai 1891 in Stuttgart als älteste von drei Töchtern des wohlhabenden jüdischen Textilfabrikanten Joseph Lehmann und seiner Frau Flora. Ihr Cousin war der Philosoph Max Horkheimer, der zusammen mit Theodor W. Adorno die Frankfurter Schule begründete.

Sie wuchs in einem liberalen Haus auf. Ihr Vater war ein Demokrat Uhlandscher Prägung und bald entwickelte Jella ein großes soziales Engagement. Bereits mit 17 Jahren gründete sie in ihrer Heimatstadt eine „Internationale Lesestube“ für die Kinder der ausländischen Arbeiter der berühmten Waldorf-Astoria-Zigarettenfabrik – ein Ort, übrigens, der für die deutsche Pädagogik prägend werden sollte, denn in dieser Fabrik entstand 1919 nach Rudolf Steiners Prinzipien auch die erste Waldorf-Schule.

1913 heiratete sie den Deutsch-Amerikaner Gustave Horace Lepman, der aus dem Ersten Weltkrieg als Invalide zurückkehrte. Er starb 1922 an einem Herzinfarkt und ließ seine knapp 30-jährige Frau mit zwei kleinen Kindern zurück.

Bravourös fing Jella Lepman an, sich im Leben durchzukämpfen und fand bald eine Anstellung als erste weibliche Redakteurin beim „Stuttgarter Neuen Tagblatt“, womit sie ihren Kindern ein bürgerliches Dasein sichern konnte.

1929 kandidierte sie mit Theodor Heuss, dem späteren Bundespräsidenten, als Vorsitzende der Deutschen Demokratischen Partei Württembergs für den Reichstag. Doch dann kam „die nie



zu begreifende Katastrophe“, wie Jella Lepman die Machtergreifung Hitlers bezeichnete (J.W. Goethe-Universität, 10), und die politische Lage in Deutschland nahm eine tragische Wende. Lepmans demokratische Ansichten und ihre jüdische Herkunft führten bald zu ihrer Entlassung. So beschloss sie 1936 kurzerhand mit ihren beiden Kindern über Florenz nach England zu emigrieren.

Die zehn Exiljahre in London waren nicht einfach. Erst musste sie mit gelegentlichen Brotverdienstarbeiten vorliebnehmen. Nach zwei Jahren wurde sie jedoch von der Universität Cambridge mit der Durchsicht des geretteten Nachlasses von Arthur Schnitzler beauftragt. Später nahm man sie in den Foreign Office der BBC und daraufhin in die „American Broadcasting Station in Europe“ auf, von wo aus sie zusammen mit Golo Mann Beiträge nach Deutschland sendete. Kurz vor Kriegsende wurde sie schließlich zur Botschaft der Vereinigten Staaten in London versetzt, um eine europäische Nachkriegsillustrierte, „VOIR“, zu gründen.

2. Von der Internationalen Jugendbuchausstellung zur Gründung der

Internationalen Jugendbibliothek

Als der Krieg zu Ende war und Amerika eine der vier Besatzungsmächte im besiegten Deutschland wurde, startete man das *Reeducation Program* mit dem Ziel einer umfassenden Entnazifizierung und bat Jella Lepman als „Beraterin für die kulturellen und erzieherischen Belange der Frauen und Kinder“ (*Special Adviser for Women's and Youth Affairs*) nach Deutschland zurückzukehren.

Sie musste zuerst gegen ihren inneren Widerstand kämpfen, um ihre Heimat wieder zu betreten, und ließ sich lediglich dazu überreden, weil ihr die deutschen Kinder am Herzen lagen. Was genau ihre Aufgabe sein sollte, war ihr dennoch nicht ganz klar.



Im Hauptquartier in Bad Homburg nach einem abenteuerlichen Flug mit einem Militärflugzeug angekommen, beantragte Jella Lepman eine mehrwöchige Informationsreise durch das Land, um sich ein Bild von der Situation und den Bedürfnissen der deutschen Kinder und Frauen zu machen.

Von einem jungen, amerikanischen „Hinterwäldler“ (Lepman 1964, 31 f.) namens Joe, der nie sein Nest im Mittleren Westen verlassen hatte und sich nun wie auf dem Mars fühlte, wurde Jella Lepman mit einem Jeep durch ganz Deutschland kutschiert.

Sie schaute sich die zerbombten Städte an und holte Rat bei einigen ihrer ehemaligen Freunde und Bekannten, unter anderem Alfred Weber, Marianne Weber, Elly Heuss-Knapp und Theodor Heuss. Noch mehr als die körperliche war Jella Lepmann die geistige Verarmung der Kinder aufgefallen und so kam sie bald zur Erkenntnis, dass man Frauen und Kindern nicht nur Brot und Kleidung, sondern auch „Nahrung für den Geist“ geben sollte (Lepman 1964, 48).



Zurück im Hauptquartier schlug Jella Lepman General McClure und seinem Stab als Hauptmaßnahme eine Wanderausstellung der besten Kinder- und Jugendbücher verschiedener Nationen vor. „Lassen Sie uns bei den Kindern anfangen, um diese gänzlich verwirrte Welt langsam wieder ins Lot zu bringen. Die Kinder werden den Erwachsenen den Weg zeigen“, versicherte sie (Lepman 1964, 47). Doch im Etat gab es keinen Posten für Kinderbücher.

Jella Lepman ließ nicht locker und nahm sich vor, die Ausstellung durch Spenden zu verwirklichen. Mit unermüdlichem Elan schrieb sie zwanzig Länder an und bat um Unterstützung bei der Realisierung ihres Projekts:

„Wir suchen nach Wegen, um die Kinder in Deutschland mit den Kinderbüchern anderer Nationen bekannt zu machen. Die deutschen Kinder haben so gut wie keine Bücher mehr, nachdem die Kinder- und Jugendliteratur der Hitlerzeit ausgeschaltet wurde. Auch die Pädagogen und Verleger brauchen zu ihrer Orientierung Bücher aus der freien Welt. Die Kinder tragen keine Schuld an diesem Krieg, deshalb sollen Ihre Bücher die ersten Boten des Friedens sein! Sie sollen zu einer Ausstellung zusammengestellt werden, die zuerst Deutschland, später vielleicht auch andere Länder bereist. Zur Überwindung fremdsprachlicher Schwierigkeiten bitten wir vor allem um Bilderbücher und illustrierte Bücher. Aber auch die gute erzählende

Literatur soll den Kindern in Gruppenarbeit erschlossen werden. Wir hoffen, dass die deutschen Verleger sich die Übersetzungsrechte vieler dieser Bücher erwerben können. Wir bitten Ihr Land auch um Kinderzeichnungen und Kindermalereien. Diese Bilder sprechen eine internationale Sprache und werden die Kinder beglücken.“ (Lepman 1964, 51 f.)

Die Aktion zeigte Erfolg und neunzehn Länder signalisierten ihre „rückhaltlose Zustimmung“. Nur Belgien schien seine Feindseligkeit gegen Deutschland nicht ablegen zu wollen, aber Jella Lepman wusste auch dieses von den Deutschen zweimal überfallene Land zu überreden: „*Steht es nicht besonders in Ihrem Interesse, eine Generation junger Deutscher mit heranzubilden, die dafür bürgt, dass ein dritter Überfall nicht zu fürchten ist?*“ Damit überzeugte sie schließlich auch Belgien, das schließlich mit einer der schönsten Buchsendungen zur Ausstellung beitrug (Lepman 1964, 62 f.).

Als ersten Ausstellungsort wählte man München, das trotz seiner jüngsten schwarzen Vergangenheit – war es doch die Wiege der nazistischen Bewegung gewesen – zum geistigen Zentrum der Bundesrepublik auserkoren war. Ein Gebäude war von den Bomben verschont worden: das Haus der Kunst. Dieses erste Monumentalgebäude des nationalsozialistischen Regimes im Stile eines griechischen Tempels wurde als „Haus der Deutschen Kunst“ zum Sinnbild von der Unterdrückung von Künstlern, deren Kunstwerke als „entartet“ diffamiert und von der „Großen Deutschen Kunstausstellung“, die während der Nazi-Zeit dort einmal im Jahr stattfand, entfernt wurden. Inzwischen diente das Haus als amerikanisches Offizierskasino. Als sie die großen Räume für die möglich Nutzung als Ausstellungsraum besichtigte, war sich Jella Lepman aber sicher: das wird es sein, das Schicksal hatte es so gewollt. Dieses Gebäude war unversehrt geblieben, damit „die internationalen Kinderbücher in diesen Heidentempel einziehen und ihre guten Geister die schlimmen verjagen!“ (Lepman 1964, 64)

Im Frühling 1946 hatte dann Jella Lepman eine entscheidende Begegnung. Eleanor Roosevelt, die Witwe des Präsidenten, besuchte die amerikanische Besatzungszone und Jella Lepman setzte sich in den Kopf, sie als Verbündete zu gewinnen. Es gelang ihr und danach setzte sich Eleanor Roosevelt mehrfach ein, um die deutsche Journalistin bei der Verwirklichung ihrer Vision zu unterstützen. Beide Frauen verstanden sich von Anfang an hervorragend und Jella Lepman hätte das berühmte Motto der amerikanischen Präsidentenwitwe selber formulieren können: „The future belongs to those who believe in the beauty of their dreams“.

Am 3. Juli 1946 war es endlich soweit: die Internationale Jugendbuchausstellung wurde eröffnet.

In einem begeisterten Artikel beschrieb Erich Kästner in der „Neuen Zeitung“, welche Gesellschaft sich dort zusammengefunden hatte:

„Es sind unter anderem gekommen: die Herren Eulenspiegel, Baron Münchhausen, Däumling und Rattenfänger aus Norddeutschland, Herr Rübezahl aus Schlesien, Monsieur Jean Bart aus Frankreich, Lord Fauntleroy und die Mister Robin Hood, Robinson, Gulliver, Copperfield und Twist aus England, Sahib Kim aus Indien, der Indianer Mohawk und der Neger Onkel Tom gleichfalls aus den Vereinigten Staaten, ein standhafter Zinnsoldat aus Dänemark sowie andere namhafte Persönlichkeiten. Außer diesen Herrschaften haben sich auch eine Reihe berühmter Tiere eingefunden, ein gestiefelter Kater, ein kleiner Stier namens Ferdinand, die Maus Micky, der zahme Bär Pooh, der Fuchs Reineke und Spiegel das Kätzchen. Alle Prinzen, Könige, Feen,



Köhler, Schatzgräber, Hexen, Kapitäne, Helden und Zauberer, die der Eröffnung beiwohnten, mit vollem Namen und Geburtsort aufzuführen, reichte die Zeitung nicht aus, und so sei ihrer nur summarisch gedacht. Wer sie aufsuchen will, kann das tun. Ihre Adresse lautet: München, Haus der Kunst. Empfang täglich von 9 bis 11 und von 14 bis 17 Uhr. Anzug nach Belieben. Erwachsene dürfen mitgebracht werden“ (Lepman 1964, 76 f.).

Der deutsche Teil der Ausstellung bestand aus zur Verfügung gestellten privaten Sammlungen antiquarischer Kinderbücher. Die Bücher der Nazizeit wurden aussortiert. Kästner hätte sie trotzdem in einem separaten Kabinett „nur für Erwachsene“ gezeigt, aber Jella Lepman fand zu Recht, dass sie nicht zu einer Ausstellung passten, die doch Kindern Bücher als Friedensboten präsentieren wollte.

Die Ausstellung stellte die erste internationale, kulturelle Veranstaltung im Nachkriegsdeutschland dar und erlaubte den vielen Besuchern aller Altersstufen und Bevölkerungsschichten durch Kinderbücher die Welt zu erkunden. Später tourte die Ausstellung durch das ganze Land.



Auf München folgte Stuttgart. Um die Schau hier zu beherbergen, wurden zur Freude des Direktors Dr. Wilhelm Hoffmann die ersten Räume der zerstörten Württembergischen Landesbibliothek wieder aufgebaut. Ähnlich verlief es mit dem Städel Museum in Frankfurt. Anschließend kam die Ausstellung nach Berlin, wo sie im US-Information-Center in Schöneberg gezeigt wurde. In den Jahren 1947 und 1948 kam sie noch nach Hannover, Braunschweig und Hamburg. Schließlich wurden die Bücher wieder in Kisten verpackt. Sie waren Eigentum des offiziellen Veranstalters, der US-Militärregierung, und gingen später an den „Verein Internationale Jugendbibliothek“ über.

Der Erfolg der Ausstellung gab den Impuls für weitere literarische Unternehmungen. Zu Weihnachten 1946 hatte Jella Lepman nur einen Wunsch: den Kindern ein Buch zu schenken. Sie übersetzte das pazifistische Bilderbuch von Munroe Leaf und Robert Lawson, *Ferdinand the Bull*, ins Deutsche, ließ es als Sonderdruck in 30.000 Exemplaren auf Zeitungspapier herstellen und an Berliner Kinder verteilen. Sie bat außerdem Erich Kästner, die Weihnachtsverse *It was the Night before Christmas* von Clement Clarke Moore zu übersetzen und veröffentlichte sie in einer farbigen, den deutschen Kindern gewidmeten Weihnachtsausgabe von „Heute“.

Inzwischen war Jella Lepman im Oktober 1946 nach München versetzt worden, wo sie zur stellvertretenden Chefredakteurin der Illustrierten „Heute“ ernannt wurde. Die Zeitschrift „Heute“ und die „Neue Zeitung“ hatten die Aufgabe, die deutschen Leser über aktuelle Ereignisse zu

informieren und ihnen dabei die Vereinigten Staaten als vorbildliche Demokratie vorzustellen. Natürlich war die Intention der Umerziehung deutlich zu spüren, doch den Redakteuren blieb ein großes Maß an Freiheit.

Als Journalistin versuchte Jella Lepman immer wieder, das Anliegen der Kinder zu verteidigen. Später kam Jella Lepman auf die Idee, Gutenacht-Geschichten zu sammeln. Einem Aufruf in der „Neuen Zeitung“ folgten 20.000 Einsendungen, von denen die überzeugendsten in der Zeitung veröffentlicht wurden. Mit diesem Material gab Jella Lepman später drei Geschichtensammlungen beim Zürcher Europa-Verlag heraus.

Aber ihr wichtigster literarischer Beitrag war, dass sie ihren Freund Erich Kästner zum Buch *Die Konferenz der Tiere* inspirierte. Kaum war die eine Schreckenszeit zu Ende, schon stand wieder Kriegsgefahr in der Welt. Es war der Anfang des Kalten Krieges. Friedenskonferenzen scheiterten und die Menschen bewiesen ihre Unvernunft. Dabei brachten sie immer wieder die Kinder in Gefahr. „Vielleicht“, dachte sich Jella Lepman, „war es besser, einmal die Tiere zum Zug kommen zu lassen, ihren Instinkt der menschlichen Ratio entgegenzusetzen“. Mit dieser Idee überredete sie Erich Kästner, gemeinsam ein Buch zu schreiben, das „sich über die Kinder hin an die Erwachsenen“ richten, in möglichst vielen Sprachen erscheinen und eine Lanze für die Völkerverständigung brechen sollte. Und so kam es auch. Als dritten im Bunde gewann Kästner seinen Freund und Illustrator Walter Trier, der mittlerweile in Kanada lebte. Dies sollte ihr letztes gemeinsames Werk werden, denn Trier starb bald darauf (Lepman 1964, 107 ff.).

In der Zwischenzeit ging die Tour der Jugendbuchausstellung dem Ende zu. Von Anfang an hatte Jella Lepman an die Möglichkeit einer Umwandlung der Ausstellung in eine internationale Jugendbibliothek als Dauereinrichtung gedacht. Aber zunächst fand sie bei den amerikanischen Offizieren kein offenes Ohr dafür. Doch im Spätsommer 1947 wurde sie von der amerikanischen Militärregierung für vier Tage nach Paris geschickt, um bei der UNESCO für ihr Projekt zu werben. Die UNESCO erklärte sich für nicht zuständig innerhalb Deutschlands und den Vorschlag, die Bibliothek außerhalb Deutschlands zu gründen, lehnte Jella Lepman strikt ab. Allerdings versprach man ihr, Professor Robert Havinghurst von der Rockefeller- Foundation, der ebenfalls ein Büro in Paris hatte, auf ihren Plan aufmerksam zu machen. Jella Lepman träumte von einem Institut, das von vielen Ländern gemeinsam finanziert werden sollte. Dies wurde leider nie erreicht, aber sie ließ bei der UNESCO nicht locker, vor allem als 1950 drei UNESCO-Institute in Deutschland eröffnet wurden. Am Ende erreichte Jella Lepman wenigstens, dass die Internationale Jugendbibliothek (IJB) als „Associated Project of UNESCO“ anerkannt wurde.

Im Frühherbst 1947 meldeten sich schließlich tatsächlich Abgesandte der Rockefeller-Foundation bei Jella Lepman und zeigten Interesse für ihr Bibliotheksprojekt. Einer von ihnen war Professor Havinghurst. Im darauffolgenden Frühling lud er Jella Lepman zu einer Erkundungsreise in die Vereinigten Staaten ein, um einerseits Unterstützung für ihr Projekt einzuwerben und sie andererseits mit der Arbeitsweise der amerikanischen Jugendbibliotheken vertraut zu machen. Die Reise wurde bestens vorbereitet, Briefe an Bibliotheken, Verleger und bedeutende Persönlichkeiten wurden vorab verschickt. Vor allem nahm man Kontakt mit der American Library Association (ALA) in Chicago und mit Mildred Batchelder auf, die dort die Children's Library Section leitete.

Nach dieser erfolgreichen Reise kam sehr viel Unterstützung von Seiten der ALA, die sich zunächst in Form einer Spende von Tausenden von Büchern konkretisierte.

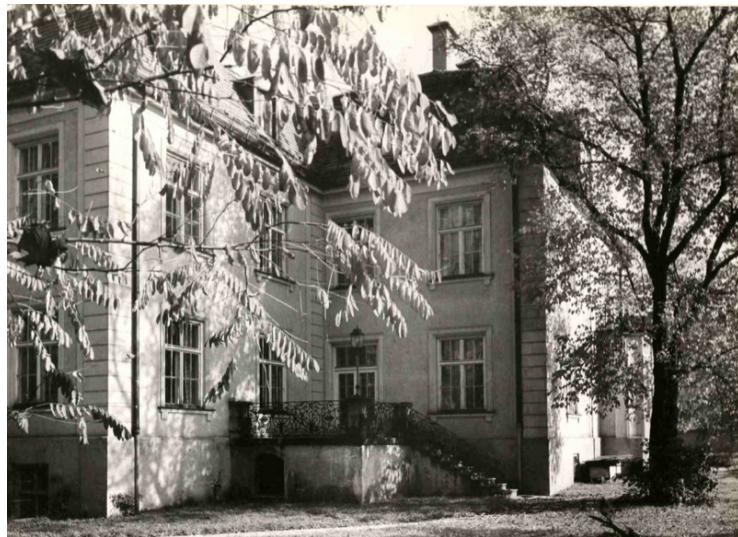
Bald musste Jella Lepman jedoch erkennen, dass ihr Plan ohne deutsche Hilfe zum Scheitern verurteilt war. So kam es zu einer ersten Kontaktaufnahme mit dem bayerischen Kultusministerium und dann vorerst zur Gründung des Vereins der Freunde der IJB e. V. als Träger der zukünftigen Bibliothek. Die IJB wurde zwar durch amerikanische Gelder und Spenden ermöglicht, aber sie ist ein eingetragener deutscher Verein und wurde vorwiegend mit deutschen Mitteln finanziert, in staatlichen Gebäuden untergebracht und hatte überwiegend deutsche Mitarbeiter, wie Eva-Maria Ledig, die Assistentin von Jella Lepman in den Gründungsjahren, schreibt: „Ihre Existenz verdankt die Internationale Jugendbibliothek in erster Linie dem Freistaat Bayern und der Stadt München, denen sich in den 50er Jahren die Bundesregierung angeschlossen hat“ (Ledig, 55).

Heute wird die IJB zu unterschiedlichen Anteilen aus Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, des Bayerischen Staatsministeriums für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst und des Kulturreferats der Landeshauptstadt München institutionell gefördert. Außerdem gründete die Verlegerin Christa Spangenberg 1996 die Stiftung Internationale Jugendbibliothek, welche seitdem die Trägerschaft der IJB inne hat.

Endlich fand man einen möglichen Sitz der Bibliothek in der Kaulbachstraße 11a.



Es war eine zweigeschossige Villa im Neobarockstil hinter der Bayerischen Staatsbibliothek, gesäumt von Ruinen, aber mit einem großen Garten.



In der alten Gartenvilla, die inzwischen vom modernen Anbau der Staatsbibliothek eingezwängt ist, befindet sich heutzutage die Bibliotheksakademie Bayern, die für die Aus- und Fortbildung der Bibliothekare in Bayern zuständig ist.



Am 14. September 1949 war es soweit und die IJB öffnete ihre Tore. Erich Kästner verkündete den Kindern aller Welt in einem Brief, der in seiner Abwesenheit während der Eröffnung verlesen wurde: „Ihr seid Hausbesitzer geworden!“ Und Jella Lepman erklärte in ihrer Ansprache: „Die Internationale Jugendbibliothek will in Wort und Schrift, in Führungen und Vorträgen, in Rundgesprächen und Ausstellungen das Verständnis zwischen Kindern und jungen Menschen aller Nationen fördern. Sie will den Eltern, Pädagogen, Schriftstellern, Illustratoren neue Möglichkeiten der Information und Zusammenarbeit eröffnen, sie will den Verlegern Deutschlands und der ganzen Welt Hinweise und Anregungen für die Buchproduktion geben. Ganz neue Wege sollen dabei eingeschlagen werden, und die Kinder selbst werden unsere ersten und besten Mitarbeiter sein.“ (Ledig, 78).



3. Die IJB: eine Revolution im deutschen Bibliothekswesen

Es wurden wahrlich neue Wege eingeschlagen. Jella Lepman legte von Anfang an großen Wert darauf, dass die Bibliothek sich nicht auf „Massenbetrieb“ einstellte und dass jedes Kind und jeder Jugendliche individuell behandelt wurde. Sofort verlieh sie den Jungen Bibliotheksbenutzern Mitverantwortung, indem sie ein Jugendkomitee bilden ließ. Die jungen Leser waren Mitgestalter in Diskussionsgruppen und in der Theatergruppe. Ihre Buchbesprechungen wurden sogar vom Bayerischen Rundfunk übertragen. Ein fortschrittliches Experiment wurde gewagt: in der Jugend-UN für 10- bis 14jährige wählten sich die Kinder ein Land um es zu vertreten und darüber vor den anderen „Delegierten“ zu referieren. Diskussionsthemen in dieser UN-Simulation waren: Was können wir gegen die Atombombe tun? Wie können wir die internationale Verständigung fördern? Wie sollte eine Charta der Kinderrechte aussehen?



Der umkämpfte Glanzpunkt der Bibliothek war das Malatelier, das viele Jahre lang vom Künstler Ferdinand Steidle geleitet wurde. Dieses Kinderatelier war Bibliothekaren und bundesministeriellen Verwaltungsbeamten stets ein Dorn im Auge, die kein Verständnis für ein Malstudio in einer Bibliothek aufbringen konnten oder wollten.

Als eine Finanzierung verweigert wurde, musste man einen Beitrag von den Kindern verlangen und auf Dauer ließ sich diese Aktivität nicht aufrechterhalten. Später fand man aber in der Blutenburg, im jetzigen Sitz der IJB, wieder Raum für ein Malstudio und so konnte diese Idee von Jella Lepman wieder auferstehen.

Jella Lepman war der enge Zusammenhang zwischen Bild und Buch von Anfang an sehr klar. Während ihrer Reise nach Amerika war sie mit der dort schon etablierten Bilderbuchkultur in





Berührung gekommen und hatte festgestellt, dass „die erste Stufe des Kinderbuches [...] in allen Ländern nur eine Sprache [aufweist]: die Bildersprache“ und dass „sobald die Wortsprache die Bildersprache abzulösen beginnt, [...] die Mauern auch zwischen den Kindern“ wachsen (Ledig, 78). Daraus erwuchs ihre Aufmerksamkeit für die Illustration und für Kinderzeichnungen, die sie bis an ihr Lebensende sammelte, in ihrer Wohnung aufhängte und mit denen sie mehrere Ausstellungen gestaltete: eine zur Eröffnung der Internationalen Jugendbuchausstellung und eine zur Eröffnung der IJB und später eine mit Selbstportraits und eine zum Thema Hochzeit. Auch ihr letztes publizistisches Unternehmen, dessen Veröffentlichung sie nicht mehr miterlebte, war eine Sammlung von Kinderzeichnungen und -texten aus 35 Ländern (Lepman 1971). In der IJB wurde den Bilderbüchern ein eigenes Zimmer gewidmet.

Diese Vorliebe für die Illustration stieß oft auf Unverständnis. So äußerte sich einmal der berühmte Autor der *Roten Zora* Kurt Held in einem Brief an die Gründerin der niederländischen Sektion des International Board on Books for Young People (IBBY) mit etwas Verachtung über Jella Lepman: „Vielleicht setzt J.L. da auch ihren Kopf durch und verleiht [den ersten Deutschen Jugendliteraturpreis] einem Bilderbuch. Sie findet ja ‚den gutmütigen Löwen‘ so gut. Ich finde ihn eine cabarettistische Angelegenheit und unwahr im Fond. Der Löwe bleibt ein Raubtier und es verfälscht im Kleinkind die Begriffe. Es ist eine Sache für Erwachsene“ (Brief an Johanna Wolff vom 7. April 1956, IJB - Jella Lepman Archiv). Die Rede ist vom amerikanischen Bilderbuch *Der glückliche Löwe* von Louise Fatio und Roger Duvoisin, das gerade dieses Jahr sechzig geworden ist und nichts von seinem Charme verloren hat. Tatsächlich bekam es den ersten Deutschen Jugendliteraturpreis, der damals noch Deutscher Jugendbuchpreis hieß, und gilt inzwischen als absoluter Bilderbuchklassiker. Dass Bilderbücher dieselbe Beachtung wie erzählende Werke verdienen, hatte Jella Lepman, die auch *Babar* von Jean de Brunhoff und *Wo die wilden Kerle wohnen* von Maurice Sendak leidenschaftlich liebte, sehr früh erkannt. Sie war so sehr davon überzeugt, dass sie zahllose Persönlichkeiten mit Bilderbüchern und Kinderzeichnungen beschenkte. Ein wenig schmunzeln lässt ein Brief an Thomas Mann zu dessen achtzigsten Geburtstag:

„Die Internationale Jugendbibliothek sendet Ihnen hier das Buch“*Der glückliche Löwe*, „das aus dem Amerikanischen übersetzt wurde. Ich glaube, ich habe Ihnen bei meinem Zusammensein bei Emmie Oprecht [der Frau des Schweizer Verlegers Emil Oprecht] von diesem ganz entzückenden und für meine Begriffe besten Buch der ganzen internationalen Kinderbuchproduktion des letzten Jahres erzählt. Vielleicht macht es Ihnen ein wenig Freude“ (Brief an Thomas Mann vom 2. Juni 1955, IJB – Jella Lepman Archiv).

Ähnlich ergeht es einem angesichts der Tatsache, dass Jella Lepman Winston Churchill zum Geburtstag ein Album mit Kinderselbstportraits und dem Philosophen Martin Buber, der einmal auch die Bibliothek besuchte, eine Auswahl von Kinderzeichnungen zu Weihnachten nach Israel schicken ließ.

Das Thema Bilderbuch beschäftigte Jella Lepman sehr und auf der IBBY-Tagung über „Buch und Bild“ (Wien 21. – 23.9.1955) hielt sie auch einen Vortrag darüber.

Jella Lepman war ihrer Zeit voraus, aber sie war auch eine Visionärin, die bis zu jenem Zeitpunkt der Bibliothekswelt fremd gewesen war. Es wundert also nicht, dass sie viel Widerstand erlebte, vor allem von Seiten der traditionell ausgebildeten deutschen Bibliothekare, denen das bunte Treiben in der IJB wie ein „Zirkus“ erschien (Lepman 1964, 150). Mit ihrem resoluten und hartnäckigen Charakter erntete Jella Lepman zudem nicht immer Sympathie. Ihr wurde

oft vorgeworfen, dass sie keine professionelle Bibliothekarin sei. Tatsächlich erschienen ihr die organisatorischen Aspekte der Bibliotheksarbeit völlig nebensächlich, vor allem was die Dokumentenerschließung betraf. Die praktischen Probleme ihres beinahe utopischen Unterfangens wollte sie einfach nicht wahrhaben.

Die Fülle der Aktivitäten hätte viel mehr Personal benötigt als die zur Verfügung stehenden Mittel erlaubten, so dass die Mitarbeiter ständig überfordert waren und es auch zu Auseinandersetzungen kam. Darunter litt vor allem die Katalogisierung. Die Bibliothekare fühlten sich von ihrer „eigentlichen Arbeit“ abgezogen und einige empfanden Widerstand gegen die Programmarbeit, „die so gar nicht den Vorstellungen der damaligen Bibliothekare entsprach“ (Ledig, 95).

Die Ausleihbibliothek wurde von Anfang an als Freihandbibliothek konzipiert, was damals von den meisten professionellen Bibliothekaren abgelehnt wurde. Später wurde das Freihandsystem, das Jella Lepman sozusagen aus Amerika importiert hatte, auch in den deutschen Bibliotheken eingeführt und heute erscheint uns unglaublich, dass eine solche Diskussion für so viel Aufregung sorgen konnte.

Bezüglich der Katalogisierung gab es die größten Probleme. In ihrem Idealismus hatte Jella Lepman die damit verbundenen Schwierigkeiten völlig unterschätzt. Wer sollte denn die Bücher aus den fremden Ländern und Sprachen entziffern, um sie zu katalogisieren? War eine Formalkatalogisierung in den meisten Fällen noch machbar, so erschien dagegen eine Sachkatalogisierung oft unmöglich. Doch Jella Lepman selbst machte keinen Hehl aus ihrer manchmal naiven Unwissenheit: „Nicht jeder nämlich, der Bücher katalogisiert, liebt und liest sie, dieses Phänomen wurde mir erst später klar“ (Lepman 1964, 145). Man fing mit dem Einrichten eines Titelkatalogs an, bei dem es – wie Lepman beschönigend sagte – „nur die Sprachklippen zu umschiffen gab“ (ebd.).

Schon vor der Eröffnung der IJB hatte man mit der Erschließung der Bücher nach bibliothekarischen Gesichtspunkten begonnen. Die American Library Association schickte als Beraterin Margaret Scoggin, eine Spezialistin im Kinder- und Jugendbuchbereich. Sie sollte den Katalog anlegen und entschloss sich für folgende standortgebundene Signaturgebung:

- Herkunftsland des Buches (Internationale Länderkennzeichen)
- Erste drei Buchstaben des Verfassers (bei erzählender Literatur) oder des Titels (bei Sachliteratur)
- Sachliteratur nach dem Dewey-Dezimalsystem aufgeschlüsselt (1952 nach einer für die IJB vereinfachten Systematik)

Später wurde die Aufschlüsselung der Sachbücher nach Dewey unter der Leitung Walter Scherfs wegen der steigenden Zahl der Buchzugänge mehr und mehr differenziert. Die beiden bestehenden Kataloge wurden abgebrochen und neue Kataloge wurden angelegt:

1. Alphabetischer Katalog
2. Länderkatalog
3. Sachkatalog nach dem Dewey-Dezimalsystem
4. Titelkatalog (ab 1959)

5. Illustratorenkatalog

6. Chronologischer Katalog (ab 1978 auch für die historischen Bestände vor 1951 geführt)

Damals war man nicht nur gegen die Einrichtung vom Kinderleseraum und vom Bilderbuchzimmer als Freihandbibliothek, sondern auch gegen die Einführung des Dewey-Dezimalsystems. Die deutschen Fachleute waren für die Anwendung der Preußischen Bibliotheksordnung. „Ich ahnte [...] nicht, daß dieser Katalog mich im Lauf meiner Karriere in die Gefahr der Beruhigungspillensucht bringen würde“, schreibt Jella Lepman nicht ohne Ironie in ihren Memoiren (Lepman 1964, 144).

Marion Horton, eine andere ALA-Beraterin, betonte noch 1954 in einem Brief:

„The friendly atmosphere of the IYL with its flowers, open shelves and book exhibits is an innovation in a country where most libraries have closed shelves and often charge a fee for each book taken from the library“ (Ledig, 74).

Auch unter den Mitarbeitern gab es heftige Diskussionen, aber Jella Lepman ließ sich nicht von ihren Vorstellungen abbringen. Heute ist das Freihandmodell auch aus den deutschen Bibliotheken nicht mehr wegzudenken, aber man muss wirklich sagen, dass die IJB hier wie auf dem Gebiet der Programmgestaltung der Jugendbibliotheken eine bahnbrechende Rolle gespielt hat.

Jella Lepman dachte immer im Großen und immer international. So war sie tief enttäuscht, als mit amerikanischen Mitteln ein Fahrbüchereifahrzeug (Bookmobil) gekauft wurde, aber seine Nutzung nicht nach ihren Plänen laufen konnte. Die fahrbare Bücherei hätte in den Hauptstädten Deutschlands und anderer Länder eine internationale Musterbibliothek und ihre modernen Methoden vorführen sollen. Stattdessen tourte sie nur kurz durch die Dörfer des Bayerischen Waldes, um dann wegen Benzinmangels und eines fehlenden zusätzlichen Bibliothekarspostens in einer Blechbaracke in den Winterschlaf zu gehen. Danach wurde das Bookmobil von der UNESCO in ein anderes Land geschickt.



Jella Lepman ging es immer um die Verwirklichung ihrer großen Vision: Sie wollte die Kinder zu aufgeschlossenen Weltbürgern machen und durch die Verbreitung der internationalen Kinderliteratur zur Völkerverständigung und zum Frieden beitragen. Im Mittelpunkt ihres Projekts standen immer die Kinder. Aus diesem Grund verfolgte sie, wie wir sehen werden, die spätere

Entwicklung der Internationalen Jugendbibliothek nach ihrem Ausscheiden als Leiterin 1957 teilweise mit Missbilligung.

4. Die Gründung von IBBY und das UNESCO-Projekt in den Entwicklungsländern

Jella Lepman glaubte so fest an ihre Vision, dass sie diese nicht nur in München, sondern weltweit verwirklichen wollte. Sie gründete also 1953 das International Board on Books for Young People (IBBY), eine Weltorganisation, die inzwischen Sektionen in vierundsiebzig Ländern hat und der Verbreitung der Ideale ihrer Gründerin gewidmet ist. Ihre Ziele sind nicht nur die Förderung der internationalen Verständigung durch Kinderliteratur dank der Schaffung der Voraussetzungen für die Veröffentlichung und Verbreitung hochwertiger Kinderbücher – vor allem in benachteiligten Ländern –, sondern auch die Unterstützung und Weiterbildung für alle an Kinder- und Jugendliteratur Interessierten. IBBY stellt die größte internationale Plattform von Experten dar, die sich wissenschaftlich mit Kinderliteratur befassen. Zwei wichtige Literaturpreise im Zeichen der Internationalität sind auf IBBY zurückzuführen: der Hans-Christian-Andersen-Preis, der alle zwei Jahren an jeweils eine/n KinderbuchautorIn (seit 1956) und eine/n IllustratorIn (seit 1966) während des Internationalen IBBY-Kongresses vergeben wird sowie der Deutsche Jugendliteraturpreis für die besten Kinder- und Jugendbücher auf dem deutschen Markt, der von der deutschen IBBY-Sektion, dem Arbeitskreis Jugendliteratur, jedes Jahr auf der Frankfurter Buchmesse verliehen wird. Immer wieder musste dieser Preis Kritik einstecken, zuletzt 2013 durch eine Unterschriftensammlung deutschsprachiger Autorinnen und Autoren und Illustratorinnen und Illustratoren, welche die Internationalität des Preises beanstandeten. Diese Kritik verkennt aber den Ursprung des Deutschen Jugendliteraturpreis, der von Jella Lepman 1956 gerade zur Förderung einer solchen Internationalität auf dem deutschen Buchmarkt ins Leben gerufen wurde. Ohne Zweifel ist es ihr Verdienst, wenn nach der dunklen Nazizeit Deutschland zu einem der weltoffensten Kinder- und Jugendbuchmärkte überhaupt geworden ist.

Unermüdlich hat sie nach Möglichkeiten der weltweiten Etablierung der Kinderbuchkultur gesucht. Erwähnt seien hier noch die Gründung der IBBY-Zeitschrift „Bookbird“ Ende der 1950er Jahre und die des „Internationalen Kinderbuchtages“, der am 2. April, dem Geburtstag von Hans Christian Andersen, weltweit gefeiert wird.

Als Jella Lepman 1957 die Leitung der IJB aufgab, bekam sie einen letzten Auftrag der Rockefeller Foundation, um ein Spezialprogramm der IJB für die Förderung der Jugendliteratur in Asien, Afrika und Lateinamerika durchzuführen. Sie reiste nach Istanbul, Beirut und Teheran und knüpfte neue Kontakte. Im Oktober 1958 nahm sie endgültig Abschied von München und zog nach Zürich, wo sie ihren Lebensabend verbrachte und am 4. Oktober 1970 starb.

Zur großen Feier zu ihren Ehren, die für ihren achtzigsten Geburtstag geplant war, kam es leider nicht mehr. Doch hatte eine frühe Mitstreiterin bei der Gründung der IJB, die später in der FDP politisch Karriere machen sollte, 1969 eine Ehrung besonderer Art für Jella Lepman veranlasst.

Hildegard Hamm-Brücher, heute die Grande Dame der FDP, hatte Jella Lepman in der Redaktion der „Neuen Zeitung“ kennengelernt und bei der Gründung der IJB mit großer Begeisterung mitgeholfen. Auch als sie Staatssekretärin im Hessischen Kultusministerium wurde, blieb sie

weiterhin in Kontakt mit Jella Lepman, die „so eine mütterliche Zuneigung“ zu ihr hatte und ihr „hin und wieder [...] ihr Herz“ ausschüttete (Betten, 23). Am 3. Juli 1969 gelang es der Politikerin, in Zusammenarbeit mit dem Frankfurter Institut für Jugendbuchforschung, eine Feierstunde in der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt zu organisieren. Hildegard Hamm-Brücher überreichte Jella Lepman die Goethe-Plakette des Hessischen Kultusministeriums und Erich Kästner hielt die Laudatio. Er schlug vor, diese Frau, „die auf ungewöhnliche Weise Ungewöhnliches geleistet und zustande gebracht hat“, mit einer Variante einer altrömischen Formel zum Ausdruck des höchsten Grades öffentlicher Anerkennung auszuzeichnen: Statt ‚Sie hat sich ums Vaterland verdient gemacht‘, sollte es „Jella Lepman hat sich verdient gemacht ums – Kinderland!“ heißen (Reusch, 75 f.).

5. Die Entwicklung der IJB nach der Ära Lepman

Jella Lepmans wegweisende Arbeit hatte die Leseförderungskultur in Deutschland eingeführt und die Gründung neuer Kinder-, Jugend- und Schulbibliotheken veranlasst. Mit der Zeit eröffneten in München immer mehr Stadtteilbibliotheken mit Kinder- und Jugendabteilungen, so dass in der IJB „die Arbeit mit dem Buch [...] Vorrang vor der Arbeit mit dem Kind“ gewann (Ledig, 117). Diese unvermeidbare Entwicklung verfolgte Jella Lepman mit Besorgnis, wobei es für sie schon schwer genug gewesen war, ihr Lebenswerk, „ihr Kind“, in andere Hände zu geben, denn niemand erschien ihr passend. Nur widerwillig akzeptierte sie Walter Scherf als Nachfolger. Vielleicht hätte „ihre feministische Seite“ eine Frau vorgezogen. Scherf gab sich jedoch seinerseits viel Mühe um mit ihr gut auszukommen, aber „die beiden waren wie Feuer und Wasser, zwei völlig verschiedene Naturen“ (Betten, 33, 44).

Für Jella Lepman kamen die Kinder an erster Stelle, weil für sie die Bibliothek geschaffen wurde. Walter Scherf sah dagegen die wissenschaftliche Arbeit und den Kontakt mit den Verlagen als zukünftige Hauptaufgabe der IJB. Er baute den Katalog und die Studienbibliothek aus, widmete sich dem Ankauf von Sekundärliteratur und historischen Büchern, erweiterte den Mitarbeiterstab und vor allem das Lektorenteam. Wie jede Bibliothek litt auch die IJB an akutem Platzmangel und so begann man, sich nach einen neuen Sitz umzuschauen. Nach langem Suchen und Überlegen stimmte man überein, trotz des Risikos eines Publikumsschwunds, das Stadtzentrum zu verlassen und nach Obermenzing in das Schloss Blutenburg zu ziehen, das allerdings erst umgebaut und renoviert werden musste. Die größte Baumaßnahme war die Unterkellerung des Hofes, um dort den Buchbestand unterzubringen. Dieses Magazin wurde in eine 70 cm starke Betonwanne gelegt, um die Bücher vor Feuchtigkeit zu schützen, und dann mit einem platzsparenden Rollregalsystem eingerichtet.

Der neue Sitz der IJB wurde am 16. Juni 1983 eröffnet. Bald merkte man, dass die Vorteile dieser Unterkunft die fehlende unmittelbare Nähe zum Stadtzentrum überwogen. Im neuen zauberhaften Rahmen blühte die Programmarbeit der Bibliothek wieder auf. Zugleich führte man die von Scherf initiierte Ausrichtung der IJB als internationales Forschungszentrum weiter. Es kam zu einer auch räumlichen Trennung zwischen dem Forschungsbereich (Spezialbibliothek) und dem Kinder- und Jugendbereich (Junge Bibliothek), wobei der Fokus der Bibliotheksarbeit vorwiegend auf ersteren gelegt wurde.



6. Die IJB heute

Seit über dreißig Jahren ist nun die IJB am westlichen Stadtrand Münchens im idyllischen Schloss Blutenburg untergebracht. Mit ihren zwei Weihern, in denen Enten und Schwäne schwimmen, dem schönen Restaurant und der spätmittelalterlichen Kapelle, die zu den Kunstjuwelen der Stadt zählt, ist die Burg ein beliebtes Ausflugsziel, das nicht nur Buchliebhaber lockt.

Die Bibliothek hätte sich kein charmanteres Heim wünschen können. An ihre Gründerin Jella Lepman erinnert heute eine Bronzetafel im Hof, sowie der große nach ihr benannte Festsaal oberhalb der Ausleihbibliothek.

Heutzutage gilt die IJB als die weltweit bedeutendste Bibliothek für Kinder- und Jugendliteratur mit über 600.000 Medien in mehr als 130 Sprachen und einem jährlichen Bestandszuwachs von ca. 10.000 Medien. Die Sekundärliteratur wird durch Kauf erworben, während die Primärliteratur aus Spenden von internationalen Verlagen und von Privaten besteht. Zur Verwaltung dieses Schatzes wurde das Lektorenprinzip immer weiter ausgebaut: einige große Sprachen (Englisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch, slawische und skandinavische Sprachen) werden von internen, andere von externen Lektoren betreut.

Von großer Relevanz ist auch der historische Bestand. Seine Grundlage bildet die sogenannte Genfer Sammlung, die seit Mitte der 1920er Jahre vom Bureau International d'Éducation des ehemaligen Völkerbundes aufgebaut wurde und annähernd 30.000 Bücher aus 58 Ländern (vorwiegend erzählende Literatur und Bilderbücher der 1910er bis 1960er Jahre, aber auch ältere Titel ab Erscheinungsjahr 1835) umfasst und der IJB 1969 von der UNESCO übergeben wurde.

Später kamen andere private, kostbare Schenkungen hinzu. So zum Beispiel die Sammlung des Hamburger Arztes Karl-Heinz Schulz (1913-1982) mit ihren 11.400 Bänden historischer Kinder- und Jugendliteratur, überwiegend aus dem Bereich Abenteuerliteratur (verschiedene Ausgaben von Daniel Defoes „Robinson Crusoe“ und Robinsonaden und eine der besten und umfangreichsten Karl-May-Sammlungen in Deutschland). Aus dieser Sammlung stammen auch zahlreiche historische Märchen- und Sagenausgaben, die zusammen mit den übrigen internationalen Märchenausgaben die Märchensammlung der Internationalen Jugendbibliothek zu einer





der größten in Deutschland machen, sowie das älteste Buch der IJB, eine lateinische „Reineke Fuchs“-Ausgabe aus dem Jahre 1575.

Auch der Hamburger Pädagoge und Sammler Horst Mischke hinterließ der IJB seine etwa 7.000, nach pädagogischen Gesichtspunkten gesammelten, illustrierten Kinder- und Jugendbücher des 18. bis frühen 20. Jahrhunderts (vor allem ABC-Bücher und Fibeln, Bilderbücher, Kinderlieder und Kinderzeitschriften).

Besondere Bedeutung hat die Sammlung nationalsozialistischer und militaristischer Jugendliteratur von Barbara Murken, die um Bestände aus Bad Godesberger Bibliotheken erweitert werden konnte, die nach 1945 auf Anweisung der amerikanischen Militärregierung ausgesondert und separiert worden waren. Den Schwerpunkt der Sammlung bilden die Gattungen der Kriegs- und Soldatenbücher, Abenteuerbücher, Mädchenbücher, Bücher für die Hitler-Jugend, Volksmärchen und Sagen, Historische Romane, Anthologien und Sachbücher, die in ihrer ideologischen Ausrichtung die Jugend auf die NS-Ideologie einschwören und auf den Krieg vorbereiten sollten. Mit der Aufnahme dieser Sammlung in den historischen Bestand der IJB wurde auch jene Lücke geschlossen, die Erich Kästner und einige Besucher in der Internationalen Buchausstellung 1946 erkannt hatten. In gewissem Sinne wurde auch nachträglich der schon erwähnten Empfehlung Kästners gefolgt, diese Art von Literatur „in einem Kabinett ‚Nur für Erwachsene‘“ unterzubringen. „Damit die ‚Großen‘ unter den Besuchern schon durch bloße Anschauung hätten erkennen können, wie weit sich das Dritte Reich vom Wege der übrigen Menschheit entfernt hatte!“ (Lepman 1964, S. 77 f.).

In der Tat werden alle diese Bücher in einem nahen Büchermagazin aufbewahrt und können im wissenschaftlichen Lesesaal für Studienzwecke eingesehen werden. Aus aller Welt kommen Forscher in das Bücherschloss, viele im Rahmen des Stipendiatenprogramms, das vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland finanziert wird. Mittlerweile verbringen jedes Jahr 10 bis 15 internationale Stipendiaten sechs Wochen bis drei Monate in der IJB, wo sie im großen Lesesaal freien Zugang zu Nachschlagewerken und Sekundärliteratur haben, an eigenen Arbeitsplätzen mit Internet-Anschluss arbeiten und von Bibliothekaren und Lektoren betreut werden. Die IJB ist eine internationale Forschungsstätte geworden, die optimale Arbeitsbedingungen für all jene bietet, die sich professionell mit Kinder- und Jugendliteratur beschäftigen.



Die Arbeit mit dem Kind, die Jella Lepman so sehr am Herzen lag, ist heute sicher nicht mehr vergleichbar mit jener der Anfangszeit und bildet nicht mehr den Kern der Bibliotheksarbeit. Man bemüht sich dennoch, sie weiter im Blick zu behalten und versucht konstant, Familien und Schulklassen zu involvieren. Über das ganze Jahr kommen Kinder und Jugendliche mit ihren Eltern oder mit den Lehrerinnen und Lehrern ins Schloss Blutenburg, um Ausstellungen zu besuchen und an den damit verbundenen Aktivitäten teilzunehmen. Die Kinder der Umgebung nutzen die Ausleihbibliothek, aber für viele Kinder, die in München leben und gerne vom internationalen Angebot der Ausleihbibliothek Gebrauch machen würden, ist der weite Weg nach Obermenzing, den sie nicht ohne erwachsene Begleitung zurücklegen können, ein Hindernis.



Die Ausleihbibliothek ist mit knapp 30.000 aktuellen Kinder- und Jugendbüchern sowie DVDs und CDs in über 20 Sprachen nachmittags geöffnet. Dort gibt es laufend Programme wie den Büchertreff für Vorschulkinder, Erzähl- und Aktionsnachmittage. Außerdem werden Sprach- und Malkurse und eine Werkstatt für junge Nachwuchsautorinnen und -autoren angeboten.





Die IJB dient auch als Literaturhaus für Kinder und Jugendliche, sowie für Lehrerinnen und Lehrer, Bibliothekarinnen und Bibliothekare, Autorinnen und Autoren, Illustratorinnen und Illustratoren, in dem Ausstellungen, Lesungen, Theateraufführungen, Workshops, Familienfeste, Fachforen und Vorträge stattfinden.

Kommenden Juli, vom 19. bis zum 24., wird zum Beispiel zum dritten Mal das Internationale „White Ravens Festival“ stattfinden, eine einzigartige Gelegenheit um eine Woche lang Kinder- und Jugendbuchautorinnen und –autoren, Illustratorinnen und Illustratoren aus der ganzen Welt zu treffen.

Große Namen sind dabei (diesmal u. a. Herrmann Schulz und Axel Scheffler aus Deutschland, Christine Nöstlinger aus Österreich, Fabio Geda aus Italien, Jean-Claude Mourlevat aus Frankreich, Bart Moeyaert aus Flandern), aber auch Autoren aus Ländern außerhalb Europas (Tamta Melaschwili aus Georgien, Francisco Montaña Ibañez aus Kolumbien oder Kagiso Lesego Moloape aus Südafrika), welche die Veranstaltung zu einer der buntesten und aufregendsten im Bereich der Kinder- und Jugendliteratur überhaupt machen, eine, die im Sinne Jella Lepmans einen wahren Brückenschlag zwischen den Kulturen schafft. Sechs Tage lang werden in der IJB Lesungen, Workshops, Schreibwerkstätten und Podiumsgespräche angeboten. Die eingeladenen Autorinnen und Autoren, Illustratorinnen und Illustratoren touren in diesen Tagen darüber hinaus auch bayernweit durch Jugend- und Kulturzentren, Schulen und Bibliotheken.

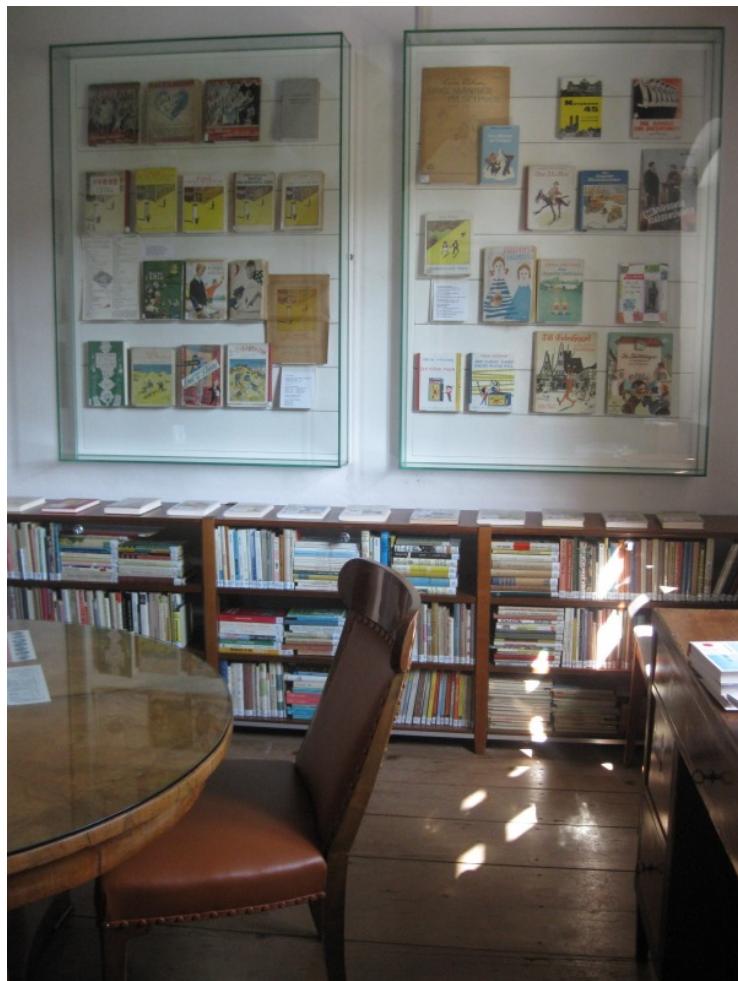
„White Ravens“ ist für die Bibliothek seit vielen Jahren ein Synonym für außergewöhnliche und innovative Kinder- und Jugendliteratur. So heißt auch der jährlich erscheinende, englischsprachige Empfehlungskatalog, in dem das Lektorenteam der IJB 250 Neuerscheinungen aus etwa 50 Ländern in mehr als 30 Sprachen vorstellt. Der Katalog erscheint zur Frankfurter Buchmesse und im Folgejahr werden auf der Kinderbuchmesse in Bologna am Stand der IJB die aufgelisteten Titel präsentiert. Diese Auswahl dient internationalen Buchhandlungen und Bibliotheken als Grundlage für die Buchbeschaffung und wird gerne auch von Verlagen im In- und Ausland benutzt, um sich ein Bild von der internationalen Kinder- und Jugendbuchproduktion zu machen.



Eine andere erfolgreiche Publikation der IJB ist der seit 2010 im Arche Kalender Verlag erscheinende Arche Kinder Kalender. Für ihn wählen die Lektorinnen und Lektoren der IJB 53 illustrierte Gedichte aus ca. 30 Ländern aus, die dann in der Originalsprache und in deutscher Übersetzung zusammen mit der Originalillustration ein Kalenderblatt füllen.

Einige international ausgerichteten Kooperationen wurden in den letzten Jahren verstärkt gepflegt, wie zum Beispiel mit dem schwedischen Kulturrat und dem Astrid Lindgren Memorial Award (ALMA), dessen Empfänger seit 2009 vor der Zeremonie in Stockholm der IJB einen Besuch abstatten, oder mit der Robert Bosch Stiftung, die das Förderungsprojekt für Kinder und Jugendliteratur aus Mittel- und Osteuropa ViVaVostock zusammen mit der IJB gestaltet und seit 2011 regelmäßig zwei- bis vierwöchige Arbeitsstipendien für Übersetzer deutscher Kinder- und Jugendbücher in der IJB finanziert.

Die Bibliothek beherbergt Dauerausstellungen zu drei der großen Kinderklassikern Deutschlands. Im Torturm können die Besucher das Erich-Kästner-Zimmer mit etwa 500 internationalen Erstausgaben des Autors in 60 Sprachen bestaunen.



Im James-Krüss-Turm findet man zahlreiche internationale Erstausgaben der Kinderbücher des Helgoländer Autors sowie Sammelstücke aus seinem Besitz. Seinen gesamten schriftstellerischen Nachlass hat die Erbgemeinschaft der IJB übergeben und er wird seit 2013 mit Mitteln

der Deutschen Forschungsgemeinschaft erschlossen.



Im Dachgeschoss befindet sich ein literarisches Museum zu Leben und Werk von Michael Ende, dessen Teilnachlass die Bibliothek besitzt. Nicht nur sämtliche internationale Ausgaben seiner Bücher, sondern auch Typoskripte, Zeichnungen, Briefe und Fotos, Illustrationen und eine Reihe persönlicher Gegenstände, Möbel, sowie seine Arbeitsbibliothek können dort besichtigt werden.

Zu erwähnen ist schließlich das Binette-Schroeder-Kabinett im Museumsdach. Dort sind in einem zauberhaften Ambiente, gestaltet vom britischen Architekten Andrew Howcroft, das Gesamtwerk der Künstlerin, ihre eigene umfassende internationale Bilderbuchsammlung und viele originelle Sammelstücke aufbewahrt. Glanzstück ist ein historisch anmutendes mechanisches Theater mit vertrauten Figuren aus den Bilderbüchern der Künstlerin.

Neben diesen Dauerausstellungen bietet die IJB jedes Jahr wechselnde Ausstellungen zu ver-





schiedenen Themen. Die erfolgreichsten davon werden dann zu ausleihbaren Wanderausstellungen.



Natürlich zählt die Leseförderung weiterhin zu den Aufgaben der IJB. Dies wird einerseits mit gezielten Schulprogrammen und andererseits mit festlichen Familienprogrammen verfolgt. Die Herausforderung besteht laut der jetzigen Direktorin, Dr. Christiane Raabe, darin, „in einer Zeit, in der die digitalen Medien zunehmend das Lesen zurückdrängen, bei Kindern und Jugendlichen mit nachhaltigen Konzepten für das Buch und die Lust am Lesen zu werben“ (Raabe, 10). Spätestens seit dem letzten White Ravens Festival passiert das auch mit kreativem Einsatz neuer Medien. So wird das Festival von Aktivitäten in sozialen Netzwerken begleitet und dokumentiert. Es gibt eine Festival Facebook-Seite sowie einen Twitter-Account und einen Jugendblog. Junge Gastblogger können über Veranstaltungen, Autoren oder Bücher schreiben. Ein weiteres Beispiel ist der neue Workshop „Buch auf – Film ab“, der in der Kinderbibliothek angeboten wird und in dem Kinder ab zehn Jahren am Tablet-PC zu bekannten oder selbst erfundenen Geschichten kleine Filme machen können.



Wie aus dieser Fülle von Tätigkeiten ersichtlich ist, haben sich zwar „*das Profil und die Aufgaben der Internationalen Jugendbibliothek in den letzten 60 Jahren stark verändert*“, aber „*die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen [sind] dem Erbe Jella Lepmans bis heute verpflichtet. Ihre Ideale und Ziele sind nach wie vor aktuell*“ (Raabe, 8). Alle Veranstaltungen und Publikationen fördern den interkulturellen Dialog, bauen weitere Brücken, die zur Völkerverständigung, zur Toleranz und zum Frieden beitragen wollen.

Jella Lepman war eine außerordentliche Frau, der wir so Vieles zu verdanken haben: die Gründung der Internationalen Jugendbibliothek, einer einzigartigen Institution, die weltbekannt ist und keinen Vergleich kennt, die Etablierung der Kinderliteratur in der Kulturdebatte und die Förderung der Kinderbuchkultur weltweit sowie die Idee einer Friedenserziehung durch Kinderbücher. Für ihren intensiven Einsatz für die Völkerverständigung und den Weltfrieden hätte sie den Friedensnobelpreis verdient.

Alle, die heutzutage etwas mit Kinderliteratur zu tun haben - Lehrer, Bibliothekare, Autoren, Illustratoren, Übersetzer, Verleger – sind ihr zu Dank verpflichtet und deswegen sollte man die Lebensleistung von Jella Lepman einer breiten Öffentlichkeit bekannt machen, ihre Ideale aufrechterhalten und immer weiter verbreiten.



Literatur

Bamberger, Richard; Binder, Lucia; Hürlimann, Bettina (Hrsg.) (1973) / *20 Years of the International Board on Books for Young People*. Czechoslovakia: IBBY, 1973.

Betten, Lioba (Hrsg.) (1992) / *Mrs. Lepman. Gebt uns Bücher. Gebt uns Flügel*. München: Roman Kovar Verlag, 1992.

Hürlimann, Bettina (1976) / *Sieben Häuser. Aufzeichnungen einer Bücherfrau*. Zürich und München: Artemis Verlag, 1976.

Johann Wolfgang Goethe-Universität Abteilung für Erziehungswissenschaften (Hrsg.) (1969) / *Dank an Jella Lepman*. Frankfurt, 1969.

Ledig, Eva-Maria (1988) / *Eine Idee für die Kinder. Die Internationale Jugendbibliothek in München*. München: Erasmus-Grasser-Verlag GmbH, 1988.

Lepman, Jella (1964) / *Die Kinderbuchbrücke*. Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag, 1964. (Sonderausgabe der Arbeitsgemeinschaft von Jugendbuchverlagen e. V. anlässlich des 100. Geburtstag von Jella Lepman 1991)

Lepman, Jella (Hrsg.) (1971) / *Kinder sehen unsere Welt. Texte und Zeichnungen aus 35 Ländern*, gestaltet von Dietmar Meyer. Berlin: Ullstein, 1971.

Raabe, Christiane (2009) / *Ein Bücherschloss für die Kinder- und Jugendliteratur der Welt*, in „Bibliotheksforum Bayern“, 3. Jg. (2009), Heft 3, S. 6-11.

Reusch, Jutta (2010) / *Jella Lepman und Erich Kästner in Briefen*, in „Das Bücherschloss. Mitteilungen aus der Internationalen Jugendbibliothek“, Ausgabe 2009, S. 69-76

Anna Becchi (Genua 1965). Nach dem Studium der Philosophie, Italianistik und Germanistik in Genua und Saarbrücken ist sie als Übersetzerin, Lehrerin und Schulbibliothekarin tätig gewesen. Heute arbeitet sie als Übersetzerin, Verlagsberaterin, Publizistin und Literaturagentin im Kinder- und Jugendbuchbereich. 2011 war sie Kuratorin einer Ausstellung über Jella Lepman in Genua in Zusammenarbeit mit der Internationalen Jugendbibliothek, dem Goethe-Institut und der Zeitschrift „Andersen. Il mondo dell’infanzia“. Sie schreibt an einer Biographie von Jella Lepman und absolvierte deshalb mehrere Forschungsaufenthalte in der Internationalen Jugendbibliothek in München.

Wiberat. Eine Frauengestalt aus dem Frühmittelalter als Patronin der Bibliothekare und Bibliophilen. Oder: Feiern Sie den 2. Mai?

Marion Voigt

Einer der eindrucksvollsten Räume barocker Bibliotheksherrlichkeit öffnet sich der Besucherin oder dem Besucher im Stift St. Gallen. Wo heute stuckverzierte Wände, Deckengemälde, geschwungene Holzregale und kostbare Bodenintarsien den Blick einfangen, verbirgt sich ein noch viel bedeutenderer Schatz: Handschriften des 8. bis 16. Jahrhunderts, im einstigen Skriptorium entstanden oder von den Äbten erworben und seither hier verblieben. Ein seltener Glücksfall.

Dieser nahezu geschlossene Bestand bildet den Grundstock der berühmten Bibliothek, die vor allem im Bereich Mediävistik laufend ergänzt wird und der Forschung zur Verfügung steht. Allein aus der Zeit vor 1200 besitzt die Bibliothek etwa 470 Kodizes, darunter das älteste erhaltene Buch in deutscher Sprache, der „*Abrogans*“, abgeschrieben um 790.

Die erste „offizielle“ Heilige

Unter der Signatur Codex Sangallensis 560 verzeichnet die Stiftsbibliothek einen Band mit den Viten dreier Heiliger – Gallus, Otmar und Wiborada – aus der Zeit um 1075.¹ Genau 544 Seiten feinen Kalbspergaments sind kunstvoll in karolingischer Minuskel beschrieben. Auf den Seiten 374 bis 544 geht es um das Leben Wiboradas – oder Wiberat (ahd.) –, die 1047 als erste Frau von einem Papst heiliggesprochen wurde. Der Autor, Herimannus, konnte sich auf eine frühere Vita stützen: Kurz vor der Kanonisierung durch Clemens II. hatte sie der damalige Leiter der Klosterschule, Ekkehart IV., verfasst und dabei eine wiederum ältere, nicht erhaltene Vorlage verwendet, die Ekkehart I. in den Sechzigerjahren des 10. Jahrhunderts niederschrieb, etwa vierzig Jahre nach Wiboradas Tod 926. So weit zu den Quellen.

Wer war diese Frau, deren Name im Heiligenkalender der katholischen Kirche unter dem 2. Mai steht?

¹St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. Sang. 560: *Vitae sci. Galli, sci. Otmari, scae. Wiboradae*, <http://www.e-codices.unifr.ch/de/list/one/csg/0560>.

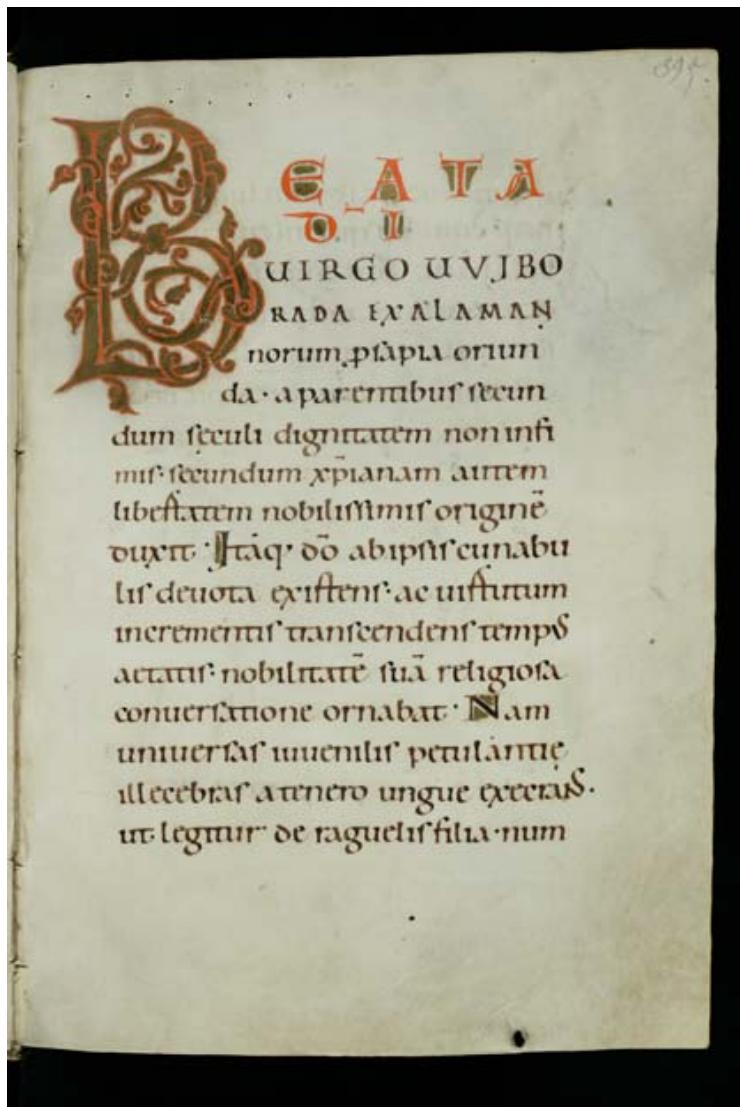


Abbildung 1: Abb. csg-0560_395; BU/Quelle: St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. Sang. 560, p. 395

Kulturmetropole am Bodensee

Zu Beginn des 10. Jahrhunderts bestand die Benediktinerabtei bereits seit knapp zweihundert Jahren. Um das Kloster herum hatte sich eine wohlhabende Ortschaft entwickelt und im Stift lebten etwa hundert Mönche. Im weiten Umkreis war St. Gallen bekannt als Hort der Gelehrsamkeit, in der Schreibwerkstatt wurden die maßgeblichen kirchlichen und wissenschaftlichen Werke kopiert und weiterverbreitet. Die Reichsabtei mit ihrer bereits mehrere hundert Titel umfassenden Büchersammlung bot auch das ideale Umfeld für namhafte Autoren, etwa Notker I., zugleich Bibliothekar vor Ort (gest. 912), oder Walahfrid Strabo (gest. 849), Abt des Klosters Reichenau und Verfasser der *Vita Sancti Galli*. St. Gallen war ein kultureller Anziehungspunkt ersten Ranges, als sich hier Wiborada und ihr Bruder Hitto niederließen, beide aus adliger alamannischer Familie.

Lebendig eingemauert

In den Viten wird Wiborada als Person kaum greifbar, Herkunft und Geburtsjahr sind unbekannt. Die verschiedenen Episoden über ihr (Nach-)Leben entsprechen den Konventionen der Zeit, in der sie entstanden und aufgeschrieben wurden. Dennoch liefern sie ein faszinierendes Bild einer Frauenfigur zwischen Volksglauben und Hochkultur des Frühmittelalters.²

Breiten Raum nimmt die Beziehung zu ihrem Bruder ein, mit dem sie angeblich eine Pilgerreise nach Rom unternahm. Als er ins Kloster eintrat, blieb sie in seiner Nähe und webte für ihn Kleidung und Bucheinbände. Vermutlich brachte ihr Hitto das Lesen bei, denn es heißt, er habe sie fünfzig Psalmen gelehrt, die anderen hundert hätte sie sich mithilfe des Heiligen Geistes selbst eingeprägt. Über ihren Bruder verschaffte sich Wiborada also Zugang zu Bildung, ein Weg, der ihr als Frau sonst versperrt war. Sie ging noch weiter. Um 912 begann sie, mit zwei Dienerinnen nahe dem Klosterbezirk in strenger Askese zu leben und 916 entschied sie sich, Reklusin zu werden: Sie ließ sich in einer Klause an der Kirche St. Mangen einmauern.

Zehn Jahre lang lebte sie in einem engen, ungeheizten Raum, eine Maueröffnung zur Kirche hin gab den Blick auf den Altar frei, eine zweite erlaubte den notdürftigen Austausch mit der Außenwelt. Von ihrem spärlichen Mobiliar ist ein dreibeiniger Hocker erhalten, der heute zusammen mit einigen Reliquien im Kloster Glattburg, 20 Kilometer westlich von St. Gallen, besichtigt werden kann.

In ihrer extremen Selbstkasteierung wurde Wiborada zu einem Musterbeispiel weiblicher Frömmigkeit. Sie hatte Visionen, erteilte ihrem Namen gemäß kluge Ratschläge, sprach Warnungen aus und machte Weissagungen. Ihr Ruf verbreitete sich und sie zog immer mehr Gläubige an. Die Reklusin war ein Gewinn für das Kloster.

²Vgl. Karsten Uhl, „Der Pöbel, der nicht in gebildeten Wendungen zu sprechen versteht.“ Unterschiede zwischen der Kultur des Volkes und der Kultur der Eliten in den Viten der Heiligen Wiborada, in: *Volkskultur und Elitekultur im frühen Mittelalter*, Krems: Medium Aevum Quotidianum (1997), S. 103–118.

Retterin der Bücher

In diese Zeit fielen zahlreiche Raubzüge ungarischer Reiterheere, die vom Donaubecken weit nach Westen vordrangen und auch das Oberrhein- und Bodenseegebiet berührten. Am 1. Mai 926 erreichte eine Truppe St. Gallen. Die Ungarn fanden das Kloster beinahe verlassen vor – dafür hatte Wiborada gesorgt. Sie warnte Abt Engelbert vor einem bevorstehenden Überfall der Ungarn und riet ihm, Menschen, Bücher und liturgische Schätze zu evakuieren. Bibliothek und Archiv wurden auf der Insel Reichenau in Sicherheit gebracht, sie selbst blieb in ihrer Klause zurück, entsprechend ihrem Gelübde.

Anscheinend verlief der Überfall glimpflich für das Kloster.³ Doch die Reklusin wurde „von den Heiden umgebracht“, wie das Professbuch des Klosters verzeichnet. Sie brachen in die Klause ein und erschlugen die Bewohnerin. Als nach Abzug der Ungarn die Mönche zurückkehrten, fanden sie die Tote und beerdigten sie bei der Kirche St. Mangen.

Die Bücher gerettet, das Leben verloren. Schon bald setzte eine rege Pilgerschaft zu Wiboradas Grab ein (das heute nicht mehr lokalisierbar ist). Die Mönche hielten ihr Andenken hoch, zahlreiche Geschichten kursierten über sie und über angebliche Wunder an ihrem Grab. Es lag nahe, sie aufzuschreiben und damit der Klostertradition einzugliedern.

Ausgegrenzt und hochverehrt

Durch die Lebensbeschreibungen und Einträge, etwa in den Annalen, blieb die Erinnerung an eine Frau lebendig, die ein „christliches Tugendideal des 10. Jahrhunderts“⁴ verkörperte. Im 15. Jahrhundert entstand die erste bekannte Übersetzung der Herimannus-Vita ins Deutsche. Zwischen 1430 und 1436 schrieb sie der Mönch Friedrich Cölner in St. Gallen auf. Das Papiermanuskript zeigt auf Seite 230 als gerahmte, farbig ausgemalte Federzeichnung die früheste Darstellung der Heiligen „in brauner, innen blauer Kutte mit Schleier, in der Rechten das Buch, in der Linken die Hellebarde“.⁵

Mit dem Buch als Attribut gibt Wiborada, die weise Ratgeberin, eine wunderbare Schutzheilige für alle Bibliophilen ab. Und als Lesekundige in einer Zeit, in der Bildung ein Privileg von Klerikern war, ist sie ein Beispiel weiblicher Gelehrsamkeit, lange vor Hildegard von Bingen.

Aber dass sie ihren Bildungshunger nur durch Hinwendung zu äußerster Askese und selbst gewählte Ausgrenzung stillen konnte, ausgeschlossen von der geistig-religiösen Blüte des St. Gallener Klosterlebens, erscheint zynisch. Schützten die Mauern der Klause sie vor den Anfechtungen des Lebens oder die Mönchsgesellschaft vor einer allzu unabhängigen Frau?

Die Rettung der Bücherschätze und Wiboradas gewaltsamer Tod sind starke Bilder im mittelalterlichen Kontext. Sie verbinden die Bibliothek als Inbegriff abendländischer Kultur, bedroht

³Karl Schmuki, „Der Einfall der Ungarn in Sankt Gallen im Jahre 926 in den Handschriftenwäldern der Stiftsbibliothek Sankt Gallen“, in: *Die Ungarn und die Abtei Sankt Gallen*, Sankt Gallen – Budapest, 1999, S. 26–36.

⁴Eva Irblich, „Die Vitae Sanctae Wiboradae. Ein Heiligen-Leben des 10. Jahrhunderts als Zeitbild“, in: *Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung* 88, 1970, S. 185.

⁵St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. Sang. 586, <http://www.e-codices.unifr.ch/de/description/csg/0586>.

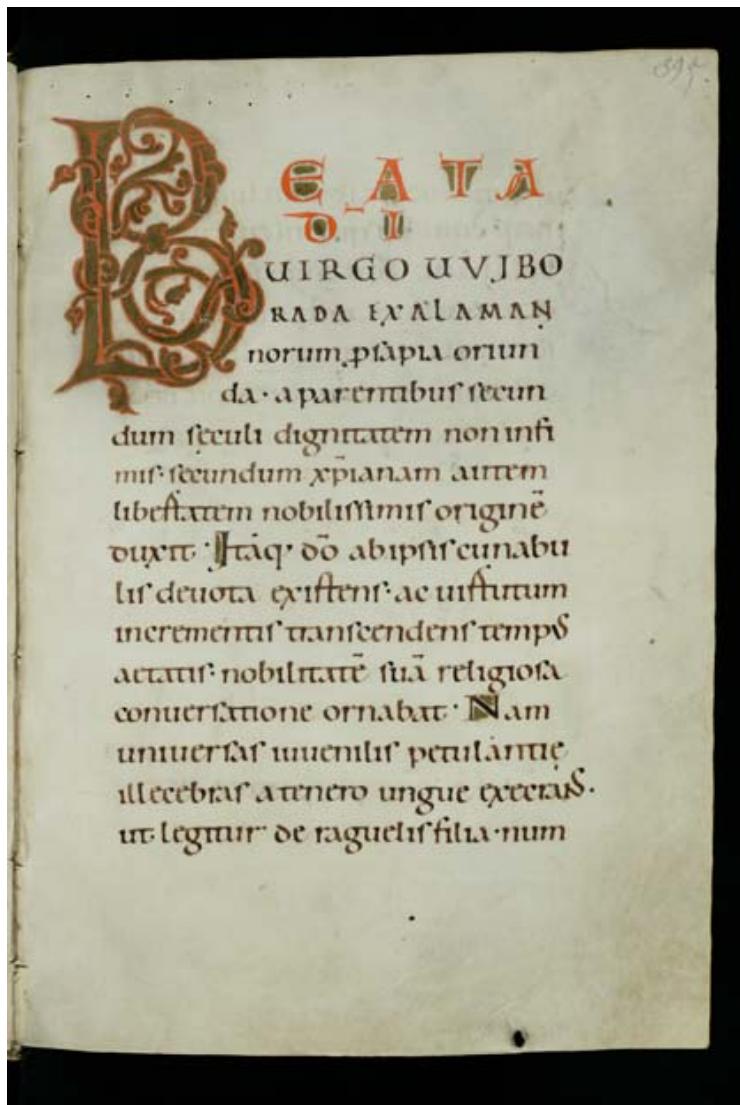


Abbildung 2: Abb. csg-0586_230; BU/Quelle: St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. Sang. 586, p. 230

durch die Barbaren, mit der Weitsicht und dem Opfermut einer Außenseiterin. Es hätte eine gewisse Logik anzunehmen, dass die Retterin nicht überleben darf.

Stoßen wir doch alljährlich am 2. Mai mit einem Glas Wiborada-Wein an, wie er im Bistum St. Gallen zu ihrem Gedenktag geweiht wird, und feiern wir den freien Zugang zu Bildung und Wissen.

Literatur

Codices Electronici Sangallenses (CESG) – Virtuelle Bibliothek, <http://www.cesg.unifr.ch/de/index.htm>.

Johannes Duft, *Stiftsbibliothek St. Gallen*, St. Gallen, 10. A. 1995.

Eva Irblich, „Die Vitae Sanctae Wiboradae. Ein Heiligen-Leben des 10. Jahrhunderts als Zeitbild“, in: *Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung* (88), 1970, S. 1–208.

Karl Schmuki, „Der Einfall der Ungarn in Sankt Gallen im Jahre 926 in den Handschriftenschätzten der Stiftsbibliothek Sankt Gallen“, in: *Die Ungarn und die Abtei Sankt Gallen*, Sankt Gallen – Budapest, 1999, S. 26–36.

Karsten Uhl, „Der Pöbel, der nicht in gebildeten Wendungen zu sprechen versteht.“ Unterschiede zwischen der Kultur des Volkes und der Kultur der Eliten in den Viten der Heiligen Wiborada, in: *Volkskultur und Elitekultur im frühen Mittelalter*, Krems: Medium Aevum Quotidianum (1997), S. 103–118.

Marion Voigt M. A. hat nach der Ausbildung zur Sortimentsbuchhändlerin Slawistik, mittelalterliche und osteuropäische Geschichte studiert. Seit 1996 ist sie als Lektorin und Literaturagentin selbstständig.

Frauen in bibliothekarischen Führungspositionen – Ein Gespräch im Mai 2014

Maria-Inti Metzendorf & Antje Kellersohn

Frau Kellersohn, wir haben uns vor etwa 12 Jahren kennengelernt, als ich mitten im Studium steckte und Sie an der Fachhochschule Darmstadt am Studiengang Informations- und Wissensmanagement als Gastdozentin das Seminar „Bibliotheksmanagement“ hielten. Dieses ist mir sehr positiv in Erinnerung geblieben, da es von Ihnen abwechslungsreich und praxisnah gestaltet wurde. Sie stellten sich damals als promovierte Chemikerin vor, die Leiterin der Bielefelder Fachhochschulbibliothek war. Seit dem 1. Oktober 2008 sind sie nun Leiterin der Universitätsbibliothek Freiburg.

Ich habe relativ kurz entschlossen mit meiner Familie den Wechsel nach Freiburg angetreten. Das war nicht von langer Hand vorbereitet. Ich war gar nicht auf einen Wechsel aus. Ich bin seitens der Universität Freiburg angesprochen worden, ich solle mich doch bewerben. Das habe ich gemacht. Dann kam die Zusage und ich bin in einer relativ kurzen Zeit gewechselt.

Mit Familie.

Ja, das war mir auch wichtig. Ich habe von Anfang an klar gemacht, dass es mich nicht alleine gibt. Ich hatte schon jahrelang eine Wochenendbeziehung gepflegt und das war genug. Die Uni Freiburg hat sich sehr reingehängt. Hier gibt es einen sogenannten Dual Career Service, der konnte ein wenig vermittelnd tätig werden. Nicht, dass sie meinem Mann – er ist im Schuldienst tätig – eine Stelle besorgt hätten. Aber sie konnten im Schulamt ein bisschen auf die Dringlichkeit der Versetzung pochen und so ging das alles etwas schneller. Das war für uns sehr schön, auch für mich ganz persönlich. Wenn ich merke: Da ist ein neuer Arbeitgeber, dem dieses Thema auch am Herzen liegt. Der sich darum kümmert und mir auch ein paar Adressen schickt, wo man Kinderbetreuung organisieren oder eine Wohnung finden kann. Das hilft einem schon. Wir vermitteln dort auch laufend neue Mitarbeiter hin, Kolleginnen und Kollegen, die ebenfalls Hilfestellung bekommen. Es hat bei vielen noch etwas anrüchiges, gerade im Wissenschaftsbereich hier in Deutschland. In den USA ist das seit Jahrzehnten gang und gäbe. Wenn man dort einen Professor beruft, egal ob männlich oder weiblich, weiß man, da kommt in der Regel noch Anhang mit, für den man auch etwas organisieren muss.

Man sieht den Menschen also nicht nur in seiner Funktion als Arbeitskraft, sondern auch in seinem Umfeld.

Genau. Und weiß, wenn man ihm da den Weg ebnet, dann arbeitet er produktiver, motivierter und er bleibt auch lieber da.

Wie kamen Sie eigentlich dazu, als Chemikerin ins Bibliothekswesen zu wechseln? Was hat Sie an dem Ort Bibliothek gereizt?

Das ist ja eigentlich die klassische Frage. Ich frage mich immer, ob sie mir auch gestellt würde, wenn ich Historikerin wäre. In meinem Beisein ist diese Frage jedenfalls noch nie einem Geisteswissenschaftler gestellt worden ...

Die Antwort ist eigentlich ganz einfach: Ich habe schon immer viel in Bibliotheken gearbeitet. Auch schon als Kind – vielleicht geprägt durch meine Eltern als regelmäßige Bibliotheksnutzer – habe ich fast in der Stadtbibliothek lesen gelernt, war immer Nutzerin und habe dort viel Zeit verbracht. In der Schulzeit, ab der 8. oder 9. Klasse, war ich dann auch regelmäßiger Nutzer der Universitätsbibliothek vor Ort, die mich auch ein stückweit ins Studium gebracht hat. Was man heute so unter dem Stichwort Übergang Schule-Studium und Informationskompetenz propagiert, habe ich damals ohne besonderes Zutun des Personals dort praktiziert, habe aber umgekehrt auch immer die Bibliothek als sehr offenen und mir zugewandten Ort erlebt, in dem ich auch willkommen war. Da hat niemand geguckt und gefragt: Studierst du denn auch hier? Bist du hier Nutzer? Darfst du dieses oder jenes nutzen? Das war für mich ein Ort des Eintauchens, des Lesens, des Entdeckens. Keiner hat mir vorgeschrieben welche Bücher ich aus dem Regal ziehen darf. Das war toll!

Sozusagen eine Oase.

Ja, eine Oase. Bibliotheksarbeit wurde auch im Studium fest verankert, vermittelt und erwartet. Dass man abends nach den Veranstaltungen, dem Praktikum und später nach der Laborarbeit in die Bibliothek ging, war selbstverständlich. Um Zeitschriftenartikel zu lesen, sich auf dem Laufenden zu halten, in den Chemical Abstracts seine Recherchen zu machen, den Beilstein und den Gmelin durchzuackern, dazu brauchte man die Bibliothek. Das ließ sich noch nicht online machen und so habe ich jede Woche einige Abende in der Bibliothek verbracht. Anders als manche Geisteswissenschaftler das von Naturwissenschaftlern erwarten. Und dann kam noch eins drauf. Als ich mit meiner Dissertation begann, habe ich mich in ein neues Arbeitsfeld einarbeiten müssen. Ich habe in meinem Promotionsprojekt nanokristallines Kupfer hergestellt und mit diesem viele Untersuchungen durchgeführt. Über die dafür nötigen Apparaturen hatte man in diesen Jahren – das war in den frühen 90ern – noch kaum verbrieftes Wissen in gängiger Fachliteratur. Ich war angewiesen auf japanische Patentschriften! Wenn Sie jetzt mal denken, das alles vor 20 Jahren... Ich war steter Gast in der Bibliothek und wenn ich kam, ging so mancher Bibliothekar doch ganz dringend in die Mittagspause. (*lacht*)

Ich verstehe.

So war die Bibliothek für mich wieder ein Ort, wo mir geholfen wurde. Wo mir Wissen und Information zur Verfügung gestellt wurde, das für mich in keiner anderen Weise verfügbar war. Das mir geholfen und viele Fehlschläge erspart hat. Da bin ich dann neugierig geworden und habe mir überlegt: Wer arbeitet da eigentlich? Welche Qualifikationen haben die Leute? Und habe dann natürlich auch mit dem zuständigen Fachreferenten gesprochen. Ich erfuhr, dass man ein Referendariat machen kann. Das Auswahlverfahren ist ein hartes, sagte man mir. Man steht in Konkurrenz mit allen Fachdisziplinen. Ich solle es aber einfach ausprobieren, auch wenn ich meine Arbeit noch nicht abgeschlossen habe. Im ersten Anlauf klappte das nie. Es hat dann doch geklappt und ich bekam 1992 meinen Referendariatsplatz in Heidelberg zugewiesen. Meine experimentellen Arbeiten im Labor waren glücklicherweise abgeschlossen, so bin ich an die Bergstraße gezogen und habe etwas später auch meine Arbeit abgegeben. Ich habe den Schritt nie bereut.

Ich glaube, damit ist ein bisschen erklärt, warum ich im Bibliothekswesen gelandet bin. Was mich auch gereizt hat an der Arbeit, war sicherlich noch mein Gefühl. Es war wahrscheinlich wirklich nur ein Bauchgefühl. Da tut sich was im IT-Bereich! Es gab ja noch kein Internet wie wir das heute kennen. Aber dadurch, dass ich in einem Umfeld gearbeitet habe, in dem man schon früh auf die IT angewiesen war – in der physikalischen Chemie, wir haben auf Großrechnern gearbeitet, auf der Crey (*einem Supercomputer*) gerechnet, wir haben Datentransporte an Großrechenzentren gemacht, ich habe schon E-Mails verschickt, FTP-Dienste genutzt – da habe ich gemerkt, da ist etwas kurz vorm explodieren... Und ich habe gedacht: Das muss es sein! Wenn man im Informationsbereich tätig werden kann, an vorderster Front mitschwimmen und gleichzeitig noch einen Transfer zwischen den Wissenschaftsdisziplinen miterleben und gestalten kann... Genau das hat sich bewahrheitet. Wir haben diese Revolution durch die elektronischen Medien und haben heutzutage durch das Internet völlig neue Arbeitsweisen. Das macht einfach Spaß! Wenn das nicht so gekommen wäre und wir weiterhin Bibliotheken so betreiben würden, wie es in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts war, dann hätte ich wahrscheinlich schon längst einen anderen Job.

Ja, das ist gut nachvollziehbar. Und wenn Sie ein promovierter Chemiker gewesen wären, hätten Sie sich dann auch für das Bibliothekswesen entschieden?

Das muss ich mit einem uneingeschränkten Ja beantworten. Das war keine frauenspezifische Entscheidung, mitnichten.

Sie haben sich also nicht dafür entschieden, weil sie den Öffentlichen Dienst als reizvollen Arbeitgeber empfunden haben.

Nein.

In einem Artikel über Sie in der Badischen Zeitung, der kurz nach Ihrem Wechsel nach Freiburg erschien, habe ich gelesen, Sie wollten auch nicht unbedingt in der chemischen Industrie landen.

Das ist richtig, hat aber auch nichts mit dem Geschlecht zu tun. Das war eine sehr frühe Entscheidung. Schon im Grundstudium haben wir eine Exkursion zur BASF nach Ludwigshafen gemacht. Einen Tag lang waren wir da. Das Schlüsselerlebnis war für mich der Besuch der Essigsäurenstraße. Die Straße heißt wirklich so. Da wird die Essigsäure produziert, eine Riesenanlage. Der Betriebsleiter dieser Produktion – das war so ein richtig gestandener Mann mit vielen Jahrzehnten Berufserfahrung – der stand kurz vor der Rente und freute sich auch darauf. Er erzählte uns von seinem Lebenswerk: Er hatte die Produktionsrate von 94,3% auf 94,4% erhöht. Da war der Mann stolz drauf. Zurecht, denn er hat damit wahrscheinlich dem Unternehmen über die Jahrzehnte hinweg Milliardengewinne beschert. Aber ich bin abends mit gekrauster Stirn nach Hause gefahren und habe gedacht, wenn ich einmal Kinder oder Enkelkinder habe und sie fragen mich, was ich denn so in meinem Leben gemacht habe und ich erzählen würde, das sei mein Lebenswerk, dann verstehen die mich nicht. Das war für mich der Grund, nicht in so einem Unternehmen zu arbeiten. Morgens in so ein Ding reingehen und abends wieder raus und nach Jahrzehnten mühevoller Arbeit ein solches Ergebnis rausziehen, das war mir zu wenig! Und fachlich auch zu sehr fokussiert. Das ist an der UB Freiburg ganz anders. Vormittags habe ich einen Termin mit einem Chemiker und danach mit einem Philosophen. Nachmittags dann mit einem Juristen und zwischendurch noch Verwaltungsarbeiten. Es ist mehr Vielfalt und Abwechslung drin. Es gibt sehr unterschiedliche Situationen und Anforderungen und das

macht es für mich so reizvoll, in einer wissenschaftlichen Bibliothek zu arbeiten. Aber mit dem Geschlecht hat das nichts zu tun.

Seit 2008 leiten Sie nun die Universitätsbibliothek Freiburg. Können Sie zwischen sich und männlichen Kollegen in einer ähnlichen Position einen unterschiedlichen Führungsstil feststellen?

Man muss ja erstmal die Frage stellen: Was ist eher weiblich und eher männlich? Ich persönlich tue mich damit immer ein bisschen schwer. Ich sage es mal so: Es gibt Unterschiede zwischen Männern und Frauen, auch in Führungspositionen, die ich auch selber als typisch männlich oder typisch weiblich wahrnehme. Ich nehme aber genauso Unterschiede zwischen den Generationen wahr. Es gab ja hier in Baden-Württemberg durchaus ein Generationenwechsel in den UB-Leitungen. Den habe ich miterlebt und da hat sich vieles getan. Führungskräfte verhalten sich heute einfach anders, legen einen anderen Stil an den Tag als sie das noch vor zwanzig Jahren getan haben.

Vermutlich hierarchischer?

Hierarchischer. Allein auch durch die traditionelle, konventionelle Arbeitsweise. Es läuft heute in aller Regel ganz anders. Das wird uns mit team- und führungsorientierten Arbeitsstilen schon in der Schule mit auf den Weg gegeben.

Ob es zu geschlechtspezifischen Unterschieden eine Erhebung gibt, kann ich nicht sagen. Kollegen, die ich in unterschiedlichen Kontexten erlebe – in größeren Besprechungen, in Sitzungen beispielsweise in der Sektion 4 im Deutschen Bibliotheksverband – da sehe ich starke persönliche Ausprägungen, aber ich kann sie nicht auf das Geschlecht zurückführen. Dennoch, ich habe natürlich auch schon ganz geschlechtsspezifische Verhaltensweisen im positiven wie auch im negativen Kontext erlebt.

Geschlechtsspezifische Verhaltensweisen kommen also vor, sind aber nicht die einzigen Unterschiede. Und hinsichtlich der inhaltlichen Gestaltung, gibt es da Unterschiede zwischen Frauen und Männern?

Das kann ich auch nicht abschließend beurteilen und weiß auch nicht, ob es dazu Erhebungen gibt. Ich würde sagen, technisch-orientierte Fragestellungen könnten vielleicht eher den Männern zuzuschreiben sein als den Frauen. Jetzt sage ich aber mal umgekehrt: Ich bin das Beispiel in die andere Richtung. Eine stark IT-technische Ausrichtung, während zum Beispiel ein mir bekannter männlicher Kollege als Geisteswissenschaftler ganz andere Schwerpunkte setzt. Man müsste tatsächlich einmal statistisch valide Erhebungen machen, um das auswerten zu können. Mich würde interessieren, ob da etwas bei herauskommt.

Vielleicht wäre das etwas für eine Masterarbeit.

Ja, genau. Ich muss auch für mich persönlich sagen: Ich hatte ja bereits in sehr unterschiedlichen, geschlechtsspezifischen Kontexten gearbeitet. In der Chemie gab es sehr viele Männer. In meiner Arbeitsgruppe, in der ich promoviert habe, war ich jahrelang die einzige Frau. Mein Doktorvater begrüßte mich damals mit den Worten: „Hallo, wir sind hier nicht frauenfeindlich. Wir hatten schon einmal eine Frau, die ist aber leider direkt nach dem Diplom gegangen.“

Wir haben das Thema auch letzte Woche gehabt. Da war Carl Djerassi in Freiburg, der chemische Vater der Pille. Es ging auch um dieses Thema: Frauen in den Naturwissenschaften. Aus

heutiger Rückblende muss ich sagen: Manches war schwer für Frauen. Es gab ja auch eine klare Aussage: Wer seine Promotion noch nicht unter Dach und Fach hat, der braucht sich keine Gedanken über Familie oder Nachwuchs zu machen. Das wäre damals nahezu unmöglich gewesen und ist natürlich eine Form von Diskriminierung. Ich habe es aber damals nicht als solche wahrgenommen. Aus heutiger Sicht nehme ich das ganz stark wahr, aber damals war mir das nicht bewusst. Genauso kann ich heute fragen: Wie urteile ich über meinen Kollegenkreis in der bibliothekarischen Leitungsebene in zwanzig Jahren in der Rückblende?

Sie kamen also bereits aus einem männerreichen Umfeld. Also haben Sie nicht erst als Führungskraft angefangen als typisch männlich geltende Verhaltensmuster, wie zum Beispiel Durchsetzungskraft, Risikobereitschaft, Selbstbeherrschung¹, zu entwickeln?

Sie haben ja drei Beispiele genannt. Wer diese Attribute nicht hat, der kann ein Studium in einer harten Naturwissenschaft nicht überstehen. Ich habe diverse Kommilitonen erlebt, an denen mir sehr viel lag, die aufgrund mangelnder Selbstbeherrschung und Durchsetzungskraft das Studium nicht geschafft haben. Auch Beharrungsvermögen ist für mich da ganz wichtig. Risikobereitschaft muss ich auch haben, sonst kann ich so ein Studium nicht machen. Ich muss mir etwas zutrauen, sonst kann ich nicht mit gefährlichen Substanzen und Apparaturen arbeiten. Wenn ich nicht risikobereit gewesen wäre, wäre ich nicht in einen Forschungsreaktor hineingegangen und hätte vielleicht auch die Selbstbeherrschung verloren, als die Türen bei einem Alarm einmal zugingen. Aber das sind letztendlich Fähigkeiten, die auch ein Leistungssportler haben muss oder Personen, die in anderen beruflichen Kontexten anspruchsvoll arbeiten wollen. Diese Eigenschaften werden in der Regel Männern zugesprochen. Ich finde, sie sollten all denjenigen Personen zugesprochen und auch von ihnen erwartet werden können, die beruflich erfolgreich in gehobener Position arbeiten. Wenn ich diese Eigenschaften nicht hätte, könnte ich meinen Job nicht machen und dann wäre ich wahrscheinlich auch schnell gescheitert.

Man liest und erlebt leider nach wie vor, dass diese Eigenschaften geschlechtsspezifisch zugeordnet werden und nicht in erster Linie mit verantwortungsvollen Positionen in Verbindung gebracht werden.

Jetzt komme ich zu einer anderen Facette. Das ist mir auch erst in den letzten Jahren aufgefallen und bewusst geworden, so dass ich mich aktiv mit der Thematik beschäftigt habe: Benachteiligung, Gleichberechtigung, Frauenförderung, Frauendiskriminierung waren für mich eigentlich nie ein aktuelles Thema. Weil ich als Führungskraft schon immer gesagt habe: Ich benachteilige und bevorzuge niemanden. Ich fördere die, die gute Arbeit machen. Das ist für mich das Entscheidende. Dann habe ich aber durchaus Situationen erlebt, in denen ich mich schlecht behandelt gefühlt habe. Wo ich nicht so richtig zuordnen konnte: Was passiert hier eigentlich? Das war interessanterweise vor ein paar Jahren ein Kollege – das war übrigens nicht im bibliothekarischen Bereich –, den ich um einen Rat gebeten habe, weil ich nicht verstehen konnte, was da gerade passiert. Er sagte: „Das was hier passiert, ist ein Geschlechterproblem. Hier sind Männer, die haben ein Problem mit Frauen in Führungspositionen und in persona mit Ihnen. Ich gebe Ihnen mal ein Buch mit, lesen sie das.“ Das war „Das Arroganzprinzip“ von Peter Modler². Das ist ein Unternehmensberater, der seit vielen Jahren Beratungen und Workshops für Frauen in Führungspositionen anbietet. Er schildert in diesem Buch Berichte von Frauen, die Diskriminierung in ihrem Berufsalltag erlebt haben. Da sind mir beim Lesen viele Lichter aufgegangen.

¹<http://de.wikipedia.org/wiki/Männlichkeit>

²http://www.fischerverlage.de/buch/das_arroganz-prinzip/9783596184330

Seitdem suche ich auch aktiv das Gespräch mit Frauen in Leitungspositionen und stelle fest, die haben Ähnliches erfahren und haben es ebenfalls nicht bewusst zugeordnet. Es gibt also sehr wohl solche Anzeichen, auch in unserer Branche, mit denen man sehr achtsam umgehen muss. Wo man Frauen auch die notwendige Sensibilisierung mit auf den Weg geben und sie darin stärken muss, sich das nicht gefallen zu lassen. Ich bin seitdem öfter darauf eingegangen und habe reagiert. Wenn mich jemand angeblökt hat, habe ich eben zurückgeblökt. Davor war ich immer auf die Sache orientiert und wollte Konsens herbeibringen, bin ruhig geblieben. Aber nachdem ich das gelesen hatte, habe ich mir gedacht: Was habe ich zu verlieren? Soll ich mich wieder so behandeln lassen? Jetzt wehre ich mich mal! Und von einem Tag zum anderen war Ruhe und ich habe keine Probleme mehr gehabt. Da habe ich gemerkt, dieses Thema existiert durchaus in unserem Berufsleben.

Man muss es aber erst einmal wahrnehmen.

Genau. Oft sitzt man ja mittendrin und kann es gar nicht erkennen. Das kann ich erst, wenn ich beobachte und weiß, was ist mein Suchraster, worauf muss ich achten. Erst dann kann ich es feststellen.

Meiner eigenen Beobachtung zufolge gibt es in den öffentlichen Bibliotheken mehr weibliche Führungskräfte als in den wissenschaftlichen Bibliotheken. Sind Ihnen statistische Zahlen zum Frauenanteil in bibliothekarischen Leitungspositionen bekannt?

Ich habe in Vorbereitung auf das Gespräch ein wenig gegoogelt und eine Grafik über Führungspositionen gefunden, die ganz frappierend ist. Insgesamt ist der Frauenanteil in Bibliotheken durch alle Ebenen hinweg nach einer Erhebung des IAB im Bibliotheksgebiet bei fast 75%. Diese Grafik³ ist nun anhand des Adressverzeichnisses des Deutschen Bibliotheksverbands erstellt worden. Es wurde, auf die Sektionen des DBV aufgedröselt, der Anteil an Frauen in Führungspositionen ermittelt. Beim Führungspersonal in den öffentlichen Bibliotheken korreliert der Anteil an Männern mit der Größe der Bibliothek. In den wissenschaftlichen Bibliotheken liegt der Anteil der Frauen, wie bei den Großstadtbibliotheken, bei etwa 50% und damit deutlich niedriger als in den anderen Sektionen.

Frauen sind also, gemessen an ihrem Gesamtanteil im Bibliothekswesen, deutlich geringer in Führungspositionen vertreten. Woran könnte das liegen?

Tja, ganz spontan hätte ich auch vermutet, dass es mit der Größe der Einrichtung korreliert. Ähnlich ist es ja auch in der Wirtschaft. Bei der fachlichen Ausrichtung, also ÖB oder WB, stelle ich mir die Frage: Wer sitzt da in den Auswahlgremien? Wenn ich Universitäten betrachte, aber auch viele Hochschulen, sind Leitungsebenen und Rektorate oft noch in hohem Maße von Männern dominiert. In Freiburg haben wir gerade die zweite Prorektorin bekommen, bei einer Universitätsgeschichte von 557 Jahren! Man weiß ja auch aus empirischen Erhebungen in den unterschiedlichsten Branchen, dass Männer geneigt sind, bevorzugt Männer einzustellen. Das könnte hier auch ein Grund sein. Je größer die Kommune, desto stärker ist die kommunale Leitungsebene männerdominiert und im Hochschulbereich ist es eben ganz ähnlich. Wir haben in vielen Studiengängen ja inzwischen einen Frauenüberschuss bei den Studierenden, aber im Lehrpersonal ist der Männerüberschuss da – bis hin zu Fakultäten, wo nur eine oder zwei Frauen im Lehrkörper sind.

Das dürfte sich über die Generationen hinweg etwas auflösen.

³<http://infobib.de/blog/2013/03/18/frauen-in-führungspositionen-bei-dbv-mitgliedern/>

Ja, ich habe eine zweite Erhebung gefunden. Es gibt an der Hochschule für Technik und Wirtschaft in Chur eine Bachelorarbeit „Die Gläserne Decke in Schweizer Bibliotheken“⁴, fand ich auch ganz spannend. Da hat man auch Erhebungen aus dem internationalen Bereich zitiert – in dem es übrigens sehr ähnlich aussieht –, in denen man sieht, dass es sich über die Jahre hinweg entwickelt. Der Anteil der Frauen geht nach oben, auch in den Führungsebenen. Insgesamt würde ich sagen, sieht es für die Frauen im bibliothekarischen Bereich immer noch gut aus. Wir haben insgesamt einen hohen Anteil an Frauen in der Bibliotheksbranche und der Anteil an Führungspositionen ist im Vergleich zu anderen Branchen auch hoch. Ich würde vermuten, dass im Schulbereich die Diskrepanz zwischen dem Anteil an Lehrerinnen und Schuldirektorinnen größer ist.

Also sieht es doch gar nicht so schlecht aus.

Finde ich auch. Und wenn man einmal zurückschaut, wie lange Frauen überhaupt im Bibliothekswesen arbeiten, dann hat sich das durchaus gut entwickelt. Bei uns ganz konkret – ich bin gerade mit unserem Referendar die Stellenpläne durchgegangen – haben wir auch einen deutlichen Frauenüberschuss in der Belegschaft der UB Freiburg. Das führt dazu, dass unsere Gleichstellungsbeauftragte der Universität bei Stellenbesetzungsverfahren häufig abwinkt. Ausnahme: Im höheren Dienst, ab Gruppe 13, will sie dabei sein, denn da haben wir noch keinen gleichwertigen Frauenanteil.

In der Churer Arbeit gibt es auch viele Erhebungen in Form von Fragebögen und Interviews, die sich mit Frauen in Leitungspositionen beschäftigen. Eine Herausforderung, die wir auch aus anderen Branchen kennen, ist die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Die Verantwortung für die Familie liegt nach wie vor im hohen Maße bei der Frau. Das führt dazu, dass die Familienplanung im Studium nach hinten geschoben wird. Dann kommt der Berufseinstieg und dann geht man schon langsam auf die 40 zu und es wird Zeit für den Nachwuchs. Genau zu diesem Zeitpunkt ist man im Beruf aber in einem Alter, in dem es richtig spannend wird für höhere Tätigkeiten, qualifizierte Leitungspositionen. Das kollidiert mit der Familienplanung. Das dürfte ein ganz wesentlicher Faktor sein. Da gehen leider noch viele Arbeitgeber nicht drauf ein. Das sind manchmal ganz subtile Methoden: Dienstbesprechungen, die abends um 19 Uhr angesetzt werden, wo doch jeder wissen sollte, dass für diese Zeit eine Kinderbetreuung nicht ohne Weiteres auf die Beine gestellt werden kann. Die Erwartung, 70 Stunden pro Woche im Büro ansprechbar zu sein. Das war auch für mich ein Lernprozess. Dass ich heute mal meinem Rektor sage: „Jetzt muss ich mich um meine Familie kümmern!“, das hat bei mir auch gedauert.

Dieses Bedürfnis zu kommunizieren und sich dieses Recht selbst zuzugestehen.

Genau. Das weiß man ja auch und da mache auch ich mich nicht von frei: Frauen haben für sich immer den Anspruch, doppelt so viel leisten zu müssen, um gleichberechtigt zu einem Mann bewertet zu werden. Ich behaupte für mich als Führungskraft, das ist zumindest mein herer Anspruch, dass ich keinen Unterschied zwischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mache.

Die UB Freiburg wird zur Zeit saniert und voraussichtlich im Wintersemester 2014/15 neu eröffnet. Sie waren in den letzten Jahren also auch stark im Bauumfeld involviert, und damit erneut in einem sehr männerdominierten Bereich. Haben Sie Ihre Weiblichkeit als in irgend-einer Weise nachteilhaft empfunden?

⁴http://www.htwchur.ch/uploads/media/CSI_53_Stadler.pdf

Das kenne ich aus dem beruflichen und privaten Bereich. Ich habe vor wenigen Jahren mit meinem Mann zusammen ein Haus gebaut. Im privaten Umfeld war es für mich oft schlimmer. Wenn die typischen Handwerker um die Ecke kamen, die sich von einer Frau ungerne etwas sagen lassen wollten. Im dienstlichen Umfeld ist es mir bisher selten passiert und dann habe ich es pariert, indem ich sachlich und fachlich informiert war. So kann ich mich an eine Diskussion erinnern, bei der es stundenlang hoch her ging: Welche klimatechnischen Voraussetzungen braucht der Sonderlesesaal? Und ich bemerkte – das ist ja oft so bei solchen Baubesprechungen – man ist wirklich umgeben von Männern. Die hatten keine Lust zusätzliches Geld in die Hand zu nehmen und es lag auf der Hand, da war ein Planungsfehler gemacht worden. Die hatten die Vorstellung: Dann wird es halt mal 30 Grad im Sonderlesesaal und man kann den Nutzern halt vier Wochen lang keine mittelalterliche Handschrift zur Verfügung stellen. Ich habe dann gesagt: „Wir müssen nach DIN-Fachbericht und den Normen gehen und das muss gemacht werden.“ Ich konnte das auch taktisch sehr leicht aushebeln, denn unser Rektor ist Mediävist. Da sagte ich: „Dann erklären Sie unserem Rektor, dass er im Sommer vier Wochen lang nicht arbeiten kann.“ Aber Ruhe geschaffen und eine Lösung erzielt habe ich eigentlich dadurch, dass ich mich selber hingesetzt und die Normen gelesen habe. So dass ich rezitieren konnte, was meine Anforderungen sind. Als ich das vorgelesen habe, waren die Bauingenieure und Architekten – die diese Normen nicht angeguckt hatten, weil sie nicht damit gerechnet hatten, dass ich als Bibliothekarin sie lesen würde – sprachlos und hatte dem nichts entgegen zu setzen. Und dann wurde die zusätzliche Lüftungsanlage gebaut.

Sie haben sie also durch fachliche Argumente überzeugen können.

Ja. Jetzt kann ich aber nicht genau sagen: Wollten die das auf die einfache Tour mit mir durchziehen, weil ich eine Frau war? Oder weil ich ein Bibliothekar war, der von Technik keine Ahnung hat?

Ja, es bleibt unklar, welches Klischee da wohl eine Rolle gespielt hat. Ertappen Sie sich denn manchmal dabei, dass Sie mit Ihren männlichen Mitarbeitern anders umgehen als mit Ihren Mitarbeiterinnen?

Auf unbewusster Ebene kann sich davon, glaube ich, niemand frei machen. Wer das behauptet, ist nicht hinreichend selbstkritisch. Frauen gehen mit Frauen anders um, als mit Männern und umgekehrt auch. Ich habe für mich den Anspruch, damit so professionell umzugehen, dass ich bewusst keinen Unterschied mache. Ich muss ja auch sowohl mit Menschen zusammenarbeiten, die ich gut leiden kann und die mir menschlich sympathisch sind, als auch mit Menschen, die ich nicht so gut leiden mag. Trotzdem muss ich zu jeder Zeit, auf jeder Ebene fachlich konstruktiv und professionell mit ihnen zusammenarbeiten. Das gilt für meine Mitarbeiter und meine Kollegen genauso wie für meine Vorgesetzten.

Wo ich vielleicht aktiv und bewusst einen Unterschied mache, ist, wenn ein männlicher Mitarbeiter zu mir kommt und sagt: Ich möchte mich jetzt um meine Familie kümmern. Solche Anträge haben wir in der letzten Zeit des Öfteren auf dem Tisch gehabt und da sage ich freudestrahlend: Prima, das unterstützen wir! Denn nur so werden wir auch wirklich etwas erreichen können. Wenn Männer sich stärker am Familienleben beteiligen und dafür auch mal beruflich zurückstecken und Kompromisse schließen. Damit gehe ich also umgekehrt bevorzugend um und da stehe ich auch dazu.

Wen empfinden Sie als ein positives Beispiel im Bibliothekswesen und warum?

Das ist Elisabeth Niggemann, Generaldirektorin der Deutschen Nationalbibliothek. Sie hat auch Familie und hat es mit ihrem Beruf unter einen Hut gebracht. Sie hat Ihre Karriere zielstrebig und in jungen Jahren sehr weit vorangetrieben, weiter kann man es in Deutschland ja nicht schaffen. Aber ich kann jetzt auch gar nicht alle nennen. Ich treffe viele Menschen, deren Arbeit ich sehr schätze, die ich auch als Person schätzt und gerne und intensiv mit ihnen zusammenarbeiten. Deshalb würde ich den Lob auch viel lieber noch weiter spannen und sagen: Für mich sind die wirklich hervorzuhebenden Menschen die Frauen, die Bibliotheken überhaupt professionell mit Frauen bestückt haben, wie Bona Peiser oder ähnliche Personen auf dem internationalen Sektor. Es ist ja noch nicht lange so, dass Frauen hier überhaupt arbeiten können und sich ausbilden dürfen. Und ansonsten sind das für mich Menschen, die auch heute in schwierigen politischen Situationen ihren Beruf ausüben müssen. Denn wer in einer Bibliothek arbeitet, Wissen und Informationen verwaltet – das hat schon das Dritte Reich gezeigt –, ist für totalitäre Regime per se angreifbar und steht immer an vorderster Front als Opfer. Dass es da Leute gibt, die das trotz der widrigen Umstände machen, die (*lacht*) ihren Mann stehen – da sieht man wieder an unserer Alltagssprache, wie wir doch eben noch in einer männlichen Berufswelt leben –, denen würde ich das Wort Helden zuordnen. Obwohl ich noch nicht einmal Namen nennen kann. Denn das ist ja auch typisch für das Berufsfeld, Helden wie im Sport und in der Politik haben wir eben doch nicht. Mit Bibliotheken verbindet man im Allgemeinen nicht Personen des öffentlichen Lebens. In einer städtischen oder regionalen Öffentlichkeit ist das vielleicht etwas anderes.

Zum Abschluss möchte ich Sie noch fragen: Was sind Ihre persönliche Empfehlungen für eine junge Schulabgängerin, die sich beruflich ins Bibliothekswesen hin orientieren möchte?

Für mich war immer Grundprinzip – und das sage ich jedem jungen Menschen –: Wenn man Leidenschaft für etwas empfindet, etwas hat, das einen interessiert und das man spannend findet, was man gerne machen, lernen und wissen möchte, dann soll man genau das machen. Egal, wie die Umstände sind. Denn wenn man es mit Leidenschaft tut und eine gewisse Begabung dafür hat, findet man seinen Weg. Ob es eine große Karriere ist, die einen glücklich machen muss, ist ja die zweite Frage.

Was ich häufig in Bewerbungsschreiben lese: „Ich möchte in der Bibliothek arbeiten, weil ich so gerne lese.“ Das greift mir zu kurz! Man muss sich mit dem modernen Berufsbild, mit den Perspektiven, mit denen wir uns auseinanderzusetzen haben, beschäftigen und für sich klären, ob das eine Tätigkeit ist, die einem Spaß macht und die man sich für die nächsten Jahre vorstellen kann. Man muss vor allen Dingen zur Kenntnis nehmen, anders als vor fünfzig oder zwanzig Jahren: Dieses Berufsbild ist einer hohen Veränderung unterworfen. Und wenn ich Karriere machen will, muss ich zielstrebig, engagiert und realistisch daran arbeiten. Muss dafür aktiv etwas tun und Einsatz zeigen. Mir etwas zutrauen, Netzwerke aufzubauen und sich stetig fort- und weiterbilden. Schließlich: Keine zu langen Berufspausen einlegen, gerade bei höheren Positionen. Das bedeutet auch, man muss sich im privaten Bereich so aufstellen, dass es möglich ist.

Das bringt uns wieder zum Anfang zurück: Den Menschen als Arbeitskraft auch in seinem Umfeld betrachten.

Genau.

Liebe Frau Kellersohn, vielen Dank für das ausführliche Gespräch und Ihre Offenheit.

Das Geschlecht spukt in der Stadtbibliothek: Ein Aufruf für genderneutrale Bibliotheksangebote

Katharina Leyrer

Die Leiterin der Stadtbibliothek in einer bayerischen Kleinstadt führt durch die Kinder- und Jugendbücherei: „Und hier sind die Bücher für die Erstleser: da die Fußballbücher für die Jungs und dort die Pferdebücher für die Mädchen“. In der Belletristik-Abteilung der Jenaer Stadtbibliothek reihen sich in einem Regal mit der Beschriftung „Familie / Frauen / Liebe“ Romane mit Titeln wie „In einer heißen Sommernacht“, „Was dem Herzen gefällt“ und „Strom des Schicksals“¹ aneinander.

Das Thema *Gender* spielt im deutschen Bibliothekswesen momentan kaum eine Rolle: Vielmehr stoßen Geschlechterfragen in Bezug auf Bibliotheken auf Unverständnis oder gar Ablehnung. Dabei hat der Umgang mit Geschlechterrollen täglich Auswirkungen auf die bibliothekarische Arbeit: Auf das Angebot der Bibliothek, auf dessen Präsentation und damit auch auf die Benutzer*innen.

Welche Rolle spielt das Thema Gender in Bibliotheken bislang?

Im Jahr 1999 legte ein Kabinettsbeschluss der Bundesregierung mit der Strategie des *Gender Mainstreaming* fest, dass die Gleichstellung zwischen Männern und Frauen als Querschnittsaufgabe gefördert werden muss. Staatliches Handeln muss daher auf allen Ebenen und in allen Bereichen ständig auf seine geschlechtsspezifischen Auswirkungen überprüft werden, um die Benachteiligung von Frauen und Männern zu beseitigen. Als größtenteils öffentliche Einrichtungen müssen auch Bibliotheken diese Richtlinie umsetzen.

Seither sind 15 Jahre vergangen, doch ein Blick aus der Gender-Perspektive auf das Bibliothekswesen erfasst ein trauriges Bild: Die ekz bietet Aufkleber für die Interessenskreise „Männer“ und „Frauen“ an; in Kinder- und Jugendbibliotheken gibt es jeweils Regale für Jungen und Mädchen; Bibliothekar*innen raten Jungen eindringlich davon ab, ein Buch, in dem es um eine Prinzessin geht, zu lesen. Angebote in Bibliotheken richten sich speziell an Angehörige eines Geschlechts – ordnen damit auch bestimmte Inhalte dem jeweiligen Geschlecht zu. Bibliothekarisches Handeln wirkt also nicht – wie es das Konzept *Gender Mainstreaming* fordert – auf die Beseitigung geschlechtsspezifischer Benachteiligung hin, sondern trägt im Gegenteil zur Affirmation der bestehenden Geschlechterrollen bei.

¹In einer heißen Sommernacht : Roman / Sandra Brown. Aus dem Amerikan. von Claudia Geng. - Augsburg : Weltbild, 2012. - 287 S. Was dem Herzen gefällt / Ilse Gräfin von Bredow. - München [u.a.] : Scherz, 2007. - 255 S.; Strom des Schicksals : Roman / Gwen Bristow. - Augsburg: Weltbild, 479 S.

Eine Untersuchung oder Statistik, die sich mit geschlechterspezifischen Angeboten in Bibliotheken befasst, gibt es bisher nicht, obwohl das Konzept des Gender Mainstreaming eine Be standsaufnahme der aktuellen Situation vorsieht.² Dass eine solche Analyse dringend nötig ist, hat Susanne Korb bereits 2008 festgestellt: „Um den Gender Mainstreaming-Prozess zu initiieren, fortzuentwickeln und Erfolge zu erzielen, ist es erforderlich, in analytischer Weise den Ist-Zustand zu recherchieren, zu kennen und öffentlich bewusst zu machen, um Handlungsoptionen daraus abzuleiten“.³

Sucht man nach Publikationen zu *Gender* und Bibliotheken, stellt man fest: Zu dem Thema wurde bisher wenig veröffentlicht. Auch auf Mailinglisten wie ForumÖB und InetBib wird es nur am Rande diskutiert, genauso wie auf bibliothekarischen Kongressen. Der Mangel an Thematisierung in der Fachwelt trägt dazu bei, dass für Geschlechterrollen und den Mechanismen ihrer Reproduktion in Bibliotheken kaum Sensibilität vorhanden ist.

Warum ist die mangelnde Gender-Sensibilität problematisch?

„Als Frau wird man nicht geboren, zur Frau wird man gemacht.“⁴: Simone de Beauvoir legte 1949 in ihrem Werk „Das andere Geschlecht“ erstmals dar, wie Geschlechterrollen nicht von Natur aus angeboren, sondern soziale Prozesse sind – und damit veränderbar. Das biologische Geschlecht (*sex*), das am jeweiligen Beitrag zur potentiellen Fortpflanzung festgemacht wird, wird vom sozialen Geschlecht (*gender*) unterschieden. Es gibt also weder Interessen noch bestimmte Leseverhalten, die Personen aufgrund ihres biologischen Geschlechtes zugeschrieben werden können; es gibt lediglich Interessen, die sie in ihrer Sozialisation als Junge bzw. Mädchen entwickelt haben.⁵ Diese Interessen und Verhaltensweisen, die von Menschen aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit erwartet werden, werden als Geschlechterrollen bezeichnet.

Für Bibliotheken ist an diesem Punkt entscheidend: Werden diese Geschlechterrollen übernommen und reproduziert – oder wird dies bewusst vermieden?

Warum wir gendersensible Bibliotheken brauchen

Auch wenn es heute – anders als noch im Richtungsstreit um 1900 – einen Konsens darüber gibt, dass Bibliotheken ihre Leser*innen nicht erziehen wollen, sondern sich vielmehr als Dienstleistungseinrichtungen verstehen: Bibliotheken und deren Mitarbeiter*innen haben einen nicht unwesentlichen Einfluss auf das Weltbild ihrer Benutzer*innen.

Zu ihren Aufgaben gehört es, in der Informationsflut Orientierung zu bieten, indem sie eine Auswahl von Medien treffen und diese in einen Ordnungszusammenhang (das heißt eine

²Pinl, Claudia: Gender Mainstreaming - ein unterschätztes Konzept / Claudia Pinl // In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B. 33 -34 (2002), S. 3.

³Korb, Susanne: Gender Budget – Konzept und Bedeutung für das Management Öffentlicher Bibliotheken / vorgelegt von Susanne Korb. - Berlin, 2008. - 415 S. Online-Ausg.: Gender budget: Konzept und Bedeutung für das Management Öffentlicher Bibliotheken Berlin, Humboldt-Univ., Diss., 2008, S. 110.

⁴Beauvoir, Simone de: Le deuxième sexe / Simone de Beauvoir. 47. éd.. — [Paris] : Gallimard, 1950. - S. 13.

⁵Rendtorff, Barbara (Hrsg.): Geschlechterforschung : Theorien, Thesen, Themen zur Einführung / Barbara Rendtorff... - Stuttgart : Kohlhammer, 2011. - S. 220 ff.

Systematik) stellen. Diese Systematiken spiegeln seit jeher das Weltbild, in dessen Zusammenhang sie entstanden sind, wieder: Man denke nur an Borges' chinesische Enzyklopädie oder an die bibliothekarisch-bibliographische Klassifikation in der DDR, die sich nach der Ideologie des Marxismus/Leninismus ausrichtete. Untergliedern wir unsere bibliothekarischen Systematiken mit Interessenskreisen, die wir nach Geschlechtern benennen („Frauen“, „Männer“, „Freche Frauen“ etc.) oder stellen Regale zum Thema „Liebe, Frauen, Familie“ auf, suggerieren wir nicht nur, dass das Interesse an bestimmten Medien geschlechtsspezifisch ist, sondern reproduzieren auch die Rollen, die den Geschlechtern zugeordnet werden. Für die Mädchen gibt es Bücher über Prinzessinnen, aus denen sie lernen: es kommt darauf an, schön und empfindsam zu sein. Für die Jungen die Bücher über Piraten: es kommt darauf an, stark und mutig zu sein.

Die Bibliothek unterstützt somit die Aufteilung von Interessen nach Geschlecht, wenn sie Angebote speziell für Männer oder Frauen schafft. Schon die Zusammenfassung der Literatur für „Frauen“ in einen Komplex mit „Liebe“ und „Familie“ suggeriert, dass Familie und Liebe Themenbereiche sind, die ausschließlich für Frauen relevant sind. Frauen wird unterstellt, sie hätten aufgrund ihres Geschlechts ein verstärktes Interesse an Liebes- und Familienromanen; gleichzeitig wird unterstellt, dass Männer genau diese Bücher nicht lesen wollen. Ein Benutzer entdeckt vielleicht nie seine Leidenschaft für Utta Danella, weil die Bibliothek deren Bücher mit dem Interessenskreis „Frauen“ versehen hat. Er fühlt sich möglicherweise genauso wenig angeprochen wie das Mädchen, das gerne Fußball spielt, aber von Anfang an auf die Pferdebücher aufmerksam gemacht wird. Das spielerische Entdecken zuvor wenig beachteter Themengebiete wird durch die hier beschriebene systematische Kopplung von Geschlechterklischees und der Bestandsaufstellung erschwert: wertvolle Effekte der Serendipität sind aus dieser Perspektive nahezu unmöglich.

Auch wenn Benutzer*innen ein durch ihre gesellschaftliche Prägung bedingtes geschlechtsspezifisches Literaturinteresse haben: Zweifelsohne finden jene die von ihnen gewünschte Literatur auch dann, wenn diese nicht in der Sachgruppe „Frauen“ oder „Männer“ zusammengefasst, sondern thematisch aufgestellt ist – im Jenaer Beispiel also als „Liebesromane“ oder „Familien-saga“.

Das geschlechtsneutrale Bibliotheksangebot: drei Vorschläge

Die Bibliothek darf nicht Teil der Reproduktionskette von veralteten Geschlechterrollen sein. Sie soll den Leser*innen das bieten, was sie lesen wollen – und zwar unabhängig von ihrem Geschlecht.

Welche Änderungen können wir also vornehmen, um das Bibliothekswesen in Deutschland gendersensibler und geschlechtergerechter zu gestalten? Drei Ideen:

1. *Einen breiten Diskurs über das Thema „Gender in Bibliotheken“ in der Fachwelt schaffen.*

Wir brauchen eine Diskussion über den aktuellen Stand, die Relevanz des Themas und Zielvorstellungen. Ein genderthematisches Panel auf dem Bibliothekskongress wäre ein guter Anfang, gefolgt von Diskussionen in Fachzeitschriften, Mailinglisten, Blogs und internationalem Austausch.

2. Das Thema Gender in die bibliothekarische Ausbildung integrieren, Fortbildungen anbieten.

Gender ist ein Querschnittsthema – als solches muss es auch in den bibliotheks- und informationswissenschaftlichen Studiengängen (zum Beispiel beim Bestandsaufbau oder bei der Literaturvermittlung) integriert werden. Auch ein Modul „Gender und Diversity in Bibliotheken“ ist denkbar. Um Bibliothekar*innen, die im Beruf stehen, die Auseinandersetzung mit *Gender* in Bibliotheken zu ermöglichen, muss es zudem entsprechende Fortbildungsangebote geben.

3. Take action: Interessens-, nicht geschlechtsspezifische Angebote schaffen.

Liebesromane, Familiensagas, Prinzessinnen- und Piratenbücher, Literatur für alle!

Literatur

Beauvoir, Simone: Le deuxième sexe / Simone de Beauvoir. — 47. éd.. — [Paris] : Gallimard, 1950.

Korb, Susanne: Gender Budget - Konzept und Bedeutung für das Management Öffentlicher Bibliotheken / vorgelegt von Susanne Korb. - Berlin, 2008. - 415 S. Online-Ausg.: Gender budget: Konzept und Bedeutung für das Management Öffentlicher Bibliotheken. Berlin, Humboldt-Univ., Diss., 2008-

Pinl, Claudia: Gender Mainstreaming - ein unterschätztes Konzept / Claudia Pinl // In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 33 – 34 (2002), S. 3-5.

Rendtdorff, Barbara (Hrsg.): Geschlechterforschung : Theorien, Thesen, Themen zur Einführung / Barbara Rendtdorff... - Stuttgart : Kohlhammer, 2011. - 237 S.

How library and information science can save the world and why to care

Jutta Haider

held as a keynote lecture at the Bobcatsss conference 2014 in Barcelona

I think we agree that this is quite a title, quite a promise I have to live up to. Well, the truth is I tricked you. Actually, there was a subtitle, but then I thought I would really like to have at least a few people in the audience, so I decided that if ever there was a time for being bold then this was it and I dropped it. Then of course – as you would – I had second thoughts and well: Here it is – the full title is actually: „How library and information science can save the world and why to care. … Or at least why we should let people know what we know about that unruly thing called information and how this might possibly contribute a little bit to help preventing things from getting even worse.“

This complicates things. You probably would not even have bothered getting up today for that much vagueness. It is – sort of – almost the same title, but it is full of maybes and academic blurriness – which is good and which is bad.

Making things complicated

We – I mean we library and information science people, scholars and practitioners alike – are excellent at making things complicated, at problematizing, at defining and redefining our subject – information – and thinking about our discipline. And obviously, it is complicated, and being able to see and to articulate complexities, ambivalences, and connections and doing so with respect for others and other disciplines, professions and knowledge traditions is a very valuable ability.

Meta-epistemic ability, as it could be called for this purpose and as most of you have, can be used to describe the ability to reflect on differences between disciplines and on which expressions these differences can take. In fact, we are specifically trained in this. It is a required skill for working with information in libraries and in other similar institutions. Meta-epistemic ability is not least fundamental for working within different subjects and areas and most importantly for working with different users with divergent needs and requirements. After all, organising knowledge and retrieving information and communicating it to people, to users, are all subjects, that can be described as core aspects of the field. And they can only be done with a focus on exactly that – difference. To illustrate this: In order to classify in a systematic way you have to be able to see similarities and differences between individual documents and groups of them. So being skilled at seeing differences and making something with it is a pre-requisite for all you and

all of us, for being successful in our field, professionally and in research. As the famous definition by the anthropologist, Gregory Bateson (1988), has it — loosely paraphrased: Information itself is a difference, but more interestingly -I find - Information makes a difference.

We are so good at making things complicated, at looking for differences and missing bits, that we sometimes forget how obviously relevant library and information science is for so many issues that concern society and the world and how – just by virtue of its name – obviously relevant it must seem to outsiders and how we should obviously claim a central position with at least some measure of arrogance.

A field at crossroads

Before moving on, I need to apologise for navel gazing, for doing what I just criticised. After all, it is important to remind us and others that information, and with it its study and the study of its institutions, is always for something. It is societally relevant in a way that is easy to communicate, that we have experience in communicating, that many accept as societally relevant and not least that is needed. Not infrequently though this is motivated by the need to develop better information systems. Which is in itself neither wrong nor unnecessary, but it is important to keep in mind that information systems are always just means to an end, never an end in themselves.

Still, as much as we may want otherwise, library and information science is more akin to field of research combined with a host of professional educations than to a discipline in a more traditional sense. This is not surprising considering that we have in most countries not been around as a research discipline for that long. That is not unique in any way, and we are in fact not so different from say media and communication studies, gender studies, science and technology studies, the educational sciences or even economics. All these are rallying around hard to define concepts, integrating different methods, perspectives, theories - sometimes more and sometimes less fruitful, sometimes more and sometimes less visible to the outside. It might be an advantage, it might be a disadvantage. It is any way not our privilege, we are far from being the only ones. In times of budget cuts - being interdisciplinary might put you in a disadvantaged position - as some have pointed out (e.g. Buckland, 2012) - since there is a conservativeness ruling the allocation of funds in academia that does not usually benefit the hard-to-defines, the interdisciplinary ones, the up-and-comings.

On the other hand, disciplines are never fixed, they are born, they grow, they change, they are different things to different people, they are the results of university politics and of research policies, publishing traditions – and even library collections play a role here. While in itself extremely interesting to investigate, from our point of view, we need to be pragmatic. Library and information science exists, it exists as one, – as conferences such as this are testimony to and as educations such as yours are a part of – and that is a very good thing. It exists at cross-roads. Also this is a very good thing and quite special. The collected experience of being required to relate to other fields, to incorporate other research traditions, to adapt methods, theories and perspectives, to a degree even to question yourself, is huge and very valuable. The experience of being situated between research, professions, and policy makers, especially, cultural policy and information policy institutions is invaluable as is the professionals experience of liaising between the public, citizens and at times other users and political and societal requirements.

There are downsides as well, I admit, but now I want to focus on the positives and filter the negatives through pink sunglasses. I am not doing this just for the purpose of creating a feel-good atmosphere, but rather to set the scene for what I have to say about environmental information, information for sustainable living, later on and about how much library and information science or information studies are needed in this area of research.

And here it becomes interesting to ask ourselves: „What is information science, what is library and information science?“ Or actually even more so: „What is it we are investigating? - And how?“ Or as Michael Buckland (2012) formulated it most recently „What kind of science can information science be?“ There are of course many answers to that and many good ones. I will try my best at giving one – with the help of Michael Buckland (1991; 2012) –, before moving on to talk about information in practice (cf. Cox, 2013), more specifically about everyday life information on environmental protection and how to live more sustainably - my own area of research in recent years.

Information is an unruly thing? Why unruly? And why a thing?

If we return to the secret title that I initially withheld from you, I deliberately chose to describe information as an „unruly thing“. Why is that? Well, firstly, as we all know, there is no agreed view on what information actually is and many scholars in LIS and other fields have tried to define it, carve out its different borders, find out what it not is and so forth (for a recent overview see e.g.: Hjorland, 2013). Some had the ambition to find the one answer, to develop a single theory and definition of information. Others – often coming from a more constructionist angle – are more careful and have tried to come to terms with how we can find a concept we can all rally around and use, but which is still flexible and adaptable enough to accommodate different interests and needs to suit a field like ours, multi-faceted both in research and in its professions. I find this second approach more fruitful and situate my own research there. In fact, having a shape-shifting concept that furthermore can fruitfully be investigated from a very wide array of different angles, perspectives and methods, at the centre of our field, makes the field not only exciting, it is also what makes it - I suggest - worthwhile and relevant to continue researching and working with it.

One such an approach, and a particularly interesting and successful one – also a very pragmatic one – is Michael Buckland's (1991; 2012) approach, where he tear apart three ways of understanding information: (1) information as knowledge, (2) information as a process (3) information as a thing.

What does that mean?

Information as knowledge is probably the most common conception and perhaps the one that makes the most problems. What Buckland means here, and I can subscribe to that notion, is that information can be conceptualised as knowing, *as a result of being informed* rather than merely knowing of or knowing that. He suggests a constructed notion of information as knowledge, far removed from the ideals of analytical philosophy framing information/knowledge as justified true belief, which puts all focus on and claims to truth of a piece of knowledge. Buckland in fact

takes issue with both parts of that understanding, with justified and with truth and lands in a what could be called – and this is my addition – a pragmatic material semiotic notion of information as knowing as constructed, as relational, as culturally specific, and with the distinction between belief and truth entirely blurred or meaningless. Most importantly, this is a notion that means we are dealing with questions of trust rather than truth; an imperfect notion in every sense, so to speak, but one that works.

Let's move on to the notion of *information as a process*. This is about getting informed, about learning, about making sense. Here, in order to sit well with this just described notion of knowledge as imperfect, as cultural and social, it is of importance to ground our understanding of learning in theories of education, of communication, that account for the social and incremental character of learning.

Finally, *information as a thing*, the third of Buckland's notions of information. Here he draws mainly on document theory to conceptualise the materiality of information. That is the way in which information is always also *in* and *through* something and this something, be it a book, a poster, a website, a building or Suzanne Briet's (2006 [1951]) famous antelope, co-determines or is part of information. The material condition affords a certain information and if we acknowledge the social structuring of our material world, then again the social, the cultural, is also in this notion of information re-inscribed back into information itself. Let's make this the focus of the next part of my presentation.

But before that, I want to give you an example that ties back to sustainability: Information as knowledge. We have knowledge of scientific research that ties the use of fossil fuels, oil and gas, to increased CO₂ levels in the atmosphere and hence to climate change. We have no way of knowing if this true or not, the only thing we can go by is trust in science and trust in institutions that validate science and make policy. We might have some anecdotal evidence on storms, on changes in how much it rains, whatever, but we have to trust institutions that this should be linked to human induced climate change. Information as a process then? How did we get to know? We have been informed in some way or another, through formal education, through the news, through information campaigns by environmental organisations, you name it. Mostly this happened in informal ways, surrounding us. Materiality then? This shifts of course, but if we take a device-centred approach, one that accounts for how things, devices are what they are in a context, and carry meaning – they are documents, so to speak – then for instance by now airplanes, cars or even carbon calculators have become part of climate change in a way that makes them documents that tell us something about it. We will see other examples later on, where the issue is a bit more humble – *just* environmental protection or sustainable living.

Materiality of informing

We spend quite some time trying to tease apart different notions of information. And now I will throw them all together again. I am not doing this to make a mess and certainly not to demonstrate that we do not need or that we do not need to reflect on these different understandings, but rather to complicate things by drawing a thread through these notions in a way that is productive for what I have to say about everyday life environmental information.

Information is not something that simply *is* – it is something that *happens* in things, in processes, in cultures. And if we complicate Buckland's beautiful division of labour even further, then we can add: it is something that happens in material forms of some sort or another, in doings, in practices, in documents. To put it differently: Information happens in practices when people meet documents (cf. Haider 2012). Information is furthermore about creating meaning and through this it is about relations, between documents, things, people, and doings.

This focus is unique for our discipline – focus on information in its material form – in encyclopaedias, in databases, in libraries, in museums, in antilopes and even in compost heaps as I have argued in my own research, and in the social practices connected to these things. This is in contrast to how information is seen in many other areas, such as for instance cognitive sciences or even epistemology where information is dematerialized and of itself and on its own. This is a notion which suits the purposes of epistemology and cognitive sciences very well, but which might only be of limited use for library and information science or information studies and for what we actually do, in professional practices and also in what we research.

Environmental information

In my recent research on environmental information and sustainable living I have tried to draw together theories of practices and theories for understanding individualized forms of civic engagement. Both are situated within what Library and Information Science scholar Bernd Frohmann (2004) describes as a discourse of practices, where knowledge is seen as manufactured and assembled of diverse practices; material, social, cultural, or discursive. He puts this in contrast to epistemological discourse, where knowledge is discovered, immaterial and talked about in terms of truth, meaning or representation. Also this notion cuts across Buckland's different understandings of information, yet without contradicting it.

Throughout this talk, I have mentioned the term *practice* a few times, without further ado, but now since I already introduced Frohmann's discourse of practices, I want to throw a definition at you. In the words of Andreas Reckwitz (2002, p.250) we can phrase it like that: „A practice is [...] a routinized way in which bodies are moved, objects are handled, subjects are treated, things are described and the world is understood.“ I leave it at that – for now, but I will return to this notion of practice as something different than behaviours, actions, doings, namely as a routinized and culturally specific way of connecting activities, things, people and meaning – in a little while.

When researching environmental information I have put much effort into highlighting the materiality of information, the materiality of informing together with the social character of the material. This is very tangible when looking at how environmental information is made sense of. How does it arrive where it is supposed to arrive? There seems to exist a quiet agreement that information is important for how we behave, what we do, what we consume, how we live, but also for how policies are made, how institutions and how companies make decision. And this agreement also applies to the environment and to environmentally friendly living.

Before I continue I need to make a disclaimer: It is obvious, politics matter here. Clearly, I am not suggesting that we need to shift all responsibility on the individual and make environmental protection a question of private engagement alone to solve the large challenges we are facing

in the area. Political commitments, policies, and institutional change are required and arguably larger socio-economical shifts. However, this does not mean that what people actually do and how they reason about their doings is less relevant, less interesting and hence certainly not less worthy of research.

Obviously, you would say, if you know what a certain behaviour leads to then you will act accordingly. But this is seldom the case. Just think about any health issue of your choice – eating junk food, excessive drinking, smoking, contraception, exercising – you name it. The relation between what we know and what we do is very far from straightforward. We have received the information that was targeted at us, we made sense of it, we learned and then we more often than not totally dismiss it – or do we? I leave that open for now – because it is more complicated than that and I am not a cynic. Yet still, these are all issues that relate to our own body, very concretely and after a while not very abstract at all. Information relating to how to lead more environmentally friendly lives is in an even worse position here – it is abstract, the negative consequences are not felt by us – yet, directly, on our bodies. They relate to changes that are then expressed in numbers, in degrees Celsius, in extinct animals, in levels of carbon dioxide, or they are emotionally and geographically distanced from us – that is they happen to *other* people in remote places, not felt in weight gain, in loss of shape, in a headache for instance.

I want to illustrate this with some examples from interviews taken from my own research on how people make sense of information on how to live more environmentally friendly, more sustainably in their everyday lives. We can see that this task of sense-making is not an easy one, when it has to be connected to some abstract threat, a distant future or an abundance of guidelines.

Person 1: [...] this is technically quite difficult; you should tell us about what the EU should do with its climate deal and that you should reduce 20% of this and that. This is quite removed from concrete demands.

Person 2: What happens often is that when something particular happened ... I mean hurricanes or natural disasters ... then it comes to the fore, but in my day-to-day life it's not like I go around and am concerned. And it's also not so that I, for instance, refrain from flying just because of environmental reasons or so, but it is, well, what shall I say...

Person 3: I was in Stockholm to visit my brother and we sat at NK [an inner-city shopping mall] and I saw a small leaflet and there they showed the different labels' /inaudible/ and there was an A4 page with 20 to 30 labels and I just shook my head. That is too much, too much information and in a way they are fighting against each other and I think that's a shame [...]. In a way, each organisation wants to promote itself and in a way this is done at the expense of others.

Person 4: We have an understanding for environmental problems, sympathise with the idea, but it's not really present. [...] And a little bit of [recycling], we do that even out here. We have a compost heap and I find that natural in a way, nature's way of taking care of waste. But really, I don't have any knowledge on environmental questions.

You can see, these are four different people expressing more or less the same feeling of abstraction and alienation, of irrelevance to their lives in different ways. All four, also in different ways, show they do in fact know a lot about the environment, about what they have been told is the so-called correct way of doing things, they exemplify: flying, consumption, recycling, connect to politics and policy making (the EU), to consequences, natural disasters that is, to different interests and that includes commercial ones. They reflect on their difficulties, their indifference, their coping strategies you name it. They show knowledge, awareness, and they reflect on the difficulty of, well, practising information. The divide between abstract information and practice is not due to a lack of knowledge. It is not even due to a lack of awareness of a possible link between individual practices and potential global consequences. The missing link seems to lie with its actualisation in everyday life practices. And this in turn implies that the question what work information campaigns can *do*, has to be asked afresh.

And now let's look at some more quotes, from the same interview study, the quotes are partly from the same people. Here things get a lot more concrete, a lot more anchored in everyday life and suddenly the perspective changes and material things and what you do with them concretely comes into focus.

Person 5: We are quite economical with water, really. We don't do anything huge. [...] You do it's like that because that's a way of conducting oneself that you have here and... We have a small hot water boiler, so you can't really shower for that long.

Person 2: It's a bit like that, it's summer and you want to have a good life. And then you drive to [...] and buy fresh rolls. But it can be like that there are 50 cars driving from the summer village to [...] to – I don't know – to buy bread rolls.

Person 4: It's just easier because it is a residential area [...] quite defined in a housing body. There are many flats and no distances [...]. So it's easier to organise this. I don't have to go very far for putting my waste into the right bin.

Person 6: It's nothing you reflect on that you should not... that now we will ride the bike to the beach and leave the car. It's not like that. I don't think like that, but I think now we will take us to the beach or to a wood somewhere. For this, we take the bikes.

What is interesting here, leaving aside the variety of activities people mention as relevant for the environment, what I want you to focus on, is the way in which these are connected – sometimes quite explicitly and reflectively – to routines, to contextual circumstances, to the expected, the norm – you name it, but to something beyond a conscience doing, even when the practice is then connected to the environment in an after-construction as this interview situation.

Now I used the term *practice* again. What is that? Let's quickly revisit Andreas Reckwitz's (2002) definition that we introduced earlier and which says „A practice is [...] a routinised way in which bodies are moved, objects are handled, subjects are treated, things are described and the world is understood.“ These are ways in which we do things with things, ways which are shared between people and which are culturally specific. They have to be quite clearly circumscribed and be repeatable and routinised. Basically, if something is done just once it cannot be a practice in this theoretical understanding. A practice is social, it is code, it is *the culturally agreed* way in which something is done. It is the *normal* way. If something is done differently it sticks out. For

instance, since this conference takes place in Spain and has many international visitors, a good example can be taken from travelling: It is the normal way to fly from Sweden to Spain, anything else you have to explain. Another example: As a researcher it is normal practice to participate in academic conferences. This involves giving a talk, presenting a poster or participating in a panel or meeting. Just attending a conference as a researcher without presenting or participating in something or other is considered outside the norm and people will ask about it. Also, you will find it hard to get university funding. So in this case, a paper that you have submitted is not only a paper where you communicate the content of the research, it is also part of a set of practices and the entrance key to the regular door of a conference.

Doing change

Practices can be recognised as practices because they are stable – at least sort of – and here we have the problem. We can talk about them because they are constant, they are the norm, they are what we do not think about when we do it. Yet information, the unruly thing that happens when people meet documents, is about difference, about change. This puts us in a difficult place; but only at first sight.

Obviously practices do change, they have always done that. As not least Elisabeth Shove, who has researched environmentally relevant practices at length, has shown normality and especially normal ways of doing everyday life things with very common objects for quite mundane purposes, are not at all stable, they are in constant flux (e.g. Shove and Spurling (eds.) 2013; Shove 2004). Just think about, for instance, showering, cooking, doing the laundry – all of these are quite significant for the environment. These are seemingly simple practices which have very stable cultural meanings and positions in our lives in a way, but if we look closely how we do these things today, we can see it is quite different from how our parents did them just 30 years ago and really not to be compared with how it was done, say, 80 years ago. Showering daily was just absurd then, and being able to use deep-frozen vegetables and South-American meat on a daily basis for your casserole was hard to imagine, not to talk of washing your clothes after having worn them just once, which we do quite often nowadays. We are still doing the laundry, but how often we do it, how effectively we do it, when we think it is necessary to do it, and with this how much energy it takes and how much detergent we use, has changed dramatically. We are still cooking family meals, but how we do it, what we use for doing it, how long it takes and not least how much energy it consumes, cannot be compared to how it used to be. What all these examples show, as Elizabeth Shove and her colleagues have investigated so beautifully, is that „materials are integral to doing“ (Shove et al., 2007, p.67). The microwave, the washing machine, the tumble dryer, the freezer, the power shower, cheap electricity and so forth, all these shape the practices we live by and what we consider normal in our culture and together they change, and „materials and practices co-evolve“ (ibid. p.66).

And this is, I think, what we see in how my interview partners reflect on their lives and its environmental impact:

Person 5: We are quite economical with water, really. We don't do anything huge.
[...] You do it like that because that's a way of conducting oneself that you have here and... **We have a small hot water boiler, so you can't really shower for that long.**

Person 4: **It's just easier because it is a residential area** [...] quite defined in a housing body. There are many flats and no distances [...]. So it's easier to organise this.
I don't have to go very far for putting my waste into the right bin.

Person 6: It's nothing you reflect on that you should not... that now we will ride the bike to the beach and leave the car. It's not like that. I don't think like that, but I think now we will take us to the **beach** or to a **wood** somewhere. For this, we take the **bikes**.

It is circumstantial, it is context, it is also materials that define whether you take longer or shorter showers, whether you recycle, whether you drive a car or bike. It is not – in these cases at least – a conscious decision. When it is too conscious it is not a practice, even – at least not yet – and then it's not very likely to be sustained. Sustainability requires routine and routine is what is normal. This illustrates also quite clearly that what is at issue is not simply connecting a private practice to a global issue, or the other way around. This is something, which seems easily done, even if often connected with an overwhelming sense of powerlessness or guilt. The issue might be constructing this initially merely private practice as constructive and as directly meaningful for a person in a certain context; to transform a feeling of guilt and alienation into positive and enacted commitment. And this is, I suggest, where information and its transformative capacity might come in, but we have to understand that information comes through social practices and lands in devices, in things that are meaningful in specific cultures.

How can we, scholars, professionals, students, then inform about these issues in a way that also leads to some change in a direction that minimises damages. I do not have the answer, just some of the questions, but collectively as a field of research and as a field of practices we have something important to contribute. Other disciplines talk about and research information on the environment and related – my interest – to practices of everyday life (e.g. Bartiaux, 2008; Ek & Söderholm, 2010; Vittersø, 2002). But information studies or library and information science is largely missing. This is not just a shame for us, because we miss out funding opportunities and options to make our competence visible, this is first and foremost a shame for the interdisciplinary and highly relevant field of environmental studies. We know a lot about information as knowledge, as a process and as a thing and so many times researchers from the field and practitioners have put the finger on the deeply embedded character of information, on the need to ground it in practices, behaviours, whatever you call it, in what people actually do and in ways in which these doings are culturally shaped – on it being always in the making and never being just a simple equation, on the unruliness of information.

There are clearly different kinds of what can be described as environmental information. The kind I have investigated and which I also refer to here is that which so-called „ordinary“ people and policy makers connect to everyday life, to leading more environmentally friendly lives. I deliberately say that which people connect to leading environmentally friendly lives, rather than which is explicitly *about* how to lead such lives. Since, while targeted campaigns might have this '*aboutness*', it is not always those that arrive in people's practices or even in their awareness. In fact, the disconnect between what people know about the environment, or what they say they know and also reflect on, the connection between certain practices and objects and environmental destruction and protection and what they actually do – is striking (e.g. Haider, 2011).

And I am not saying this to make a moralistic point – my own knowledge is strikingly far removed from my own doings – I am saying this to make a claim for the need of information

studies or library and information science perspectives in the area of environmental studies. The connection between knowing and doing is highly problematic. And information is a link between them – yet if we investigate information purely as epistemic content, as facts and figures, as how to-s, as that which fills a gap and impacts behaviours, then the only thing we are likely to find is that it does not do anything that it does not make a difference after all and that people simply do not care about much beyond their own direct needs. But this simply means not looking hard enough. This does not account for the way, in which it has also been shown that people learn, that they make sense, that they can explain and make connections, yet it does not trickle down into behaviours – directly. It does, but slowly and in different places than we might expect.

It is a connection that, I suggest, fruitfully can be visualised as *information* in the sense as developed earlier; as that meeting between people and documents in social practice which potentially makes a difference. Yet, this information is notoriously hard to study and notoriously hard to capture. It is an unruly thing, but one which we know a lot about.

For instance we know, from research in other empirical fields – from contraception (e.g. Rivano Eckerdal, 2012) to learning (e.g. Sundin & Francke, 2009), work practices (e.g. Lloyd, 2009), photography (e.g. Cox, 2013) and health (e.g. McKenzie, 2010) – that information practices build on intricate relationships between objects and ways of speaking. We know that information activities can be anything and anywhere. They can be very targeted, but often they are not. They happen rarely in isolation, they are fun and they are necessities, they just happen to people and they are initiated by them. They are everywhere, they are about facts and they are about feelings, they are part of work, of schools, of being a citizen, a consumer, a family member. They are one big mess. Most importantly, they are intrinsic parts of other activities, they are embedded in larger social practices and shaped by these. In turn of course, information also shapes practices and this is what is hoped for when attempting to change behaviours with information. And this is what requires a deep understanding of how information might do this.

Scholars from our discipline and from related fields have shown the many subtle ways in which this is the case. What people know, what they have learned through their various conscious and unconscious information activities is rarely directly connected to what they do. There are connections, but finding those, studying those, shaping those, and simply taking those seriously and not doing away with it as hypocrisy or lack of self-control, is not an easy task. But it is what *we* do and nobody else does it as well as we.

Concluding remarks

I want to make a call for a research agenda and for a practice agenda using a library and information science torch to look at environmental issues; for instance how information on how to do environmentally friendly living is shaped, consumed, made sense of, how information shapes policy, how our own institutions embed environmental values, how information campaigns are made, how young people develop values connected to information on environmental issues and so forth.

Environmental problems and climate change are amongst the greatest challenges our society faces. Information is not the key to solving those, far from it, but it is important. Yet, we know

so much about information and its unruliness do not contribute in any significant way. Why? How can it be that Library and Information Science, which so often is motived by its social relevance, is almost entirely missing from environmental research – a field that in itself is a multidisciplinary research area with contributions from many disciplines? I do not know the answer to this rhetoric question. Yet it is important to remember that while the improvement of information systems in all their shapes is certainly a worthwhile endeavour, what these systems actually are *for* has to be our starting point. We need to contribute to the development of social and cultural understanding of information and information systems.

Now I have almost reached the end of my presentation, just one more thing which I have promised in my rather bold title: How Library and Information Science can save the world and why to care? Well, actually here I fooled you again. I do not have the answer. However, I can say that much: You are in a unique position. You have the skills, the knowledge, you represent a relevant discipline that can make a much needed contribution, that has a tradition of social relevance and a tradition of connecting different areas of research, fields of application, different institutions and the academy and policy making. It would be a shame not to use this position. Library and Information Science can actually make a difference.

References

- Bartiaux, F. (2008), Does environmental information overcome practice compartmentalisation and change consumers' behaviours? *Journal of Cleaner Production*, 16 (11), 1170-1180.
- Bateson, G. (1988). *Mind and nature: A necessary unity*. Toronto; New York : Bantam Books.
- Buckland, M. K. (1991). Information as thing. *Journal of the American Society for Information Science and Technology*, 42(5), 351-360.
- Buckland, M. (2012). What kind of science can information science be?. *Journal of the American Society for Information Science and Technology*, 63(1), 1-7.
- Briet, S. (2006 [1951]). What is documentation? In: *What is documentation? English translation of the classic French text. (Translated and edited by Ronald E. Day and Laurent Martinet with hermina G.B. Anghelescu)*. Lanham; Toronto; Oxford: Scarecrow Press, 9-46.
- Cox, A. (2013). Information in social practice: A practice approach to understanding information activities in personal photography. *Journal of Information Science*, 39(1), 61-72.
- Ek, K., & Söderholm, P. (2010). The devil is in the details: Household electricity saving behavior and the role of information. *Energy Policy*, 38(3), 1578-1587.
- Frohmann, B. (2004). *Deflating information. From Science Studies to Documentation*. Toronto: University of Toronto Press.
- Haider, J. (2011). The environment on holidays or how a recycling bin informs us on the environment. *Journal of Documentation*, 67(5), 823-839.
- Haider, J. (2012). Interrupting practices that want to matter: The making, shaping and reproduction of environmental information online. *Journal of Documentation*, 68(5), 639-658.

- Hjørland, B. (2013). Information science and its core concepts: Levels of disagreement. In *Theories of Information, Communication and Knowledge*. Netherlands: Springer, 205-235.
- Lloyd, A. (2009). Informing practice: information experiences of ambulance officers in training and on-road practice. *Journal of Documentation*, 65(3), 396-419.
- McKenzie, Pamela (2010). Informing relationships: small talk, informing, and relationship building in midwife-woman interaction. *Information Research*, 15(1).
- Reckwitz, A. (2002). Toward a theory of social practices. A development in culturalist theorizing, *European Journal of Social Theory*, 5(2), 243-263.
- Rivano Eckerdal, J. R. (2012). Information sources at play: The apparatus of knowledge production in contraceptive counselling. *Journal of Documentation*, 68(3), 278-298.
- Shove, E. (2003). *Comfort, cleanliness and convenience. The social organization of normality*. Oxford: Berg.
- Shove, E., & Spurling, N. (Eds.) (2013). *Sustainable practices: Social theory and climate change*. London and New York: Routledge.
- Shove, E., Watson, M., Hand, M., & Ingram, J. (2007). *The design of everyday life (Cultures of consumption)*. Oxford: Berg.
- Sundin, O., & Francke, H. (2009). In search of credibility: pupils' information practices in learning environments. *Information Research*, 14(4). paper 418. Available at: <http://InformationR.net/ir/14-4/paper418.html>.
- Vittersø, G. (2002). *Environmental Information and Consumption Practices. A Case Study of Households in Fredrikstad*. Oslo: Sifo. Available at: http://www.sifo.no/files/file48548_fagrapport2003-4.pdf.

Rezension zu: Bredemeier, Willi (2014) – Ein Anti-Heimat-Roman. Bildungsreisen durch ein unbekanntes Land. Simon Verlag für Bibliothekswissen, Berlin (2014)

Walther Umstätter

Auch wenn die 28 Jahre PASSWORD im Vergleich zu „Nachrichten für Dokumentation“ (NfD) beziehungsweise der Information in Wissenschaft und Praxis (IWP) im 65. Jahrgang kaum vergleichbar sind, so ist es trotzdem eine Leistung, diese Zeitschrift, in der Willi Bredemeier für die Information Professionals kämpft, mit Leben erfüllt zu haben. Nun schrieb er seine Falschnamen-Memoiren als Anti-Heimat-Roman, in denen sich nur betroffene Insider wiedererkennen können.

Wer den ersten oder zweiten Weltkrieg überlebt, vielleicht auch Gefangenschaft überstanden hat, wusste nicht nur was Heimweh ist. Die Heimat und alle die dort blieben, erschienen insbesondere den jungen Soldaten verteidigungswürdig – ob sie wollten oder nicht, denn sonst wären ihre Opfer sinnlos gewesen. Was den meisten Menschen in der heutigen Globalisierung begrifflich nur schwer definierbar und nachvollziehbar ist, war den Heimatvertriebenen und Entwurzelten völlig selbstverständlich. Der heimatliche Werteverlust begann, als man anfing sich über Heimatfilme lustig zu machen. Der Hölle gegenüber, die nicht nur die jungen Landser an der jeweiligen Front durchlebten, erschien die Erinnerung an die Heimat wie ein Paradies. Natürlich war sie für die Verbliebenen keinesfalls paradiesisch. Insbesondere im Ruhrgebiet war sie das weder vor, während, noch nach dem zweiten Weltkrieg, wo sich insbesondere beim Wiederaufbau alle freuten, dass die Schornsteine endlich wieder rauchten. Da war die Heimatidylle bei genauer Betrachtung eher eine andere Hölle, die sich hier aus der recht sarkastischen Sicht des Pseudonyms Gerd Arntz in Plattdeutsch entwickelt und nicht im bekannteren österreichischen Anti-Heimat-Roman-Stil. Außerdem ging es früher in den Anti-Heimat-Romanen meist um die Industrialisierung, während es hier bereits um die Folgen der Postindustrialisierung und des wachsenden Bedarfs nach Schulbildung für die kommende Informations- und Wissenschaftsgesellschaft geht.

Die Bildungsreise von Gerd Arntz von der Zwergschule in Grotewühl bis zum Doktor, der sich mit dem „kritischen Irrationalismus“ beschäftigt, macht deutlich, welch ein Vabanquespiel die Bildungspolitik in Deutschland bislang war. Arntz hat es bis zum Verleger einer Zeitschrift gebracht, während unzählige seiner Wegbegleiter auf der Strecke bleiben mussten. Auch bei ihm hing es, wie bei allen, die von unten kommen, zeitweise am seidenen Faden, wenn er schreibt: „Vielen Dank, Herr Physiklehrer, Sie haben mir das Leben am Abendgymnasium unserer Stadt gerettet. (S. 293) So ist Bredemeiers Fazit auf S. 480, dass er in „eine extrem bildungsfeindliche Bundesrepublik, in der um jeden Lesestoff gekämpft werden musste“ hinein geboren wurde.

Ein bisschen erinnert Gerd Arntz in seiner fanatischen Liebe zu Büchern an den blechtrommeln-den Oskar Matzerath, auch wenn Oskar sein Lesen und Schreiben für sich behält, und recht begrenzt auf die Vorbilder Rasputin und Goethe beschränkt ist, während Gerd dafür gehänselt wird, alles zu lesen, was ihm „unter die Finger kommt“. (S. 145) Sicher wird das vorliegende Buch nicht den Bekanntheitsgrat der Blechtrommel erreichen, denn „Die explizite Beschreibung des Geschlechtsverkehrs stellt dieses Buch [Die Blechtrommel, nach Meinung seiner Klassenlehrerin] außerhalb jeder Literatur.“ (S. 295), während Bredemeiers Anti-Heimat-Roman noch eher im Rahmen des Normalen bleibt, und für wirkliche Bestseller braucht man viel mehr Sex and Crime.

Arntz liest querbeet, alles was ihm vor die Flinte kommt, so dass er im Laufe der Zeit erkennt, was in Goethes Sinne mehr zu Genuss und Belebung dient, und welche Autoren er als „Säulenheilige“ wie beispielsweise Thomas Kuhn identifiziert. Wenn er sich aber berechtigt wundert, warum Kuhns Werk in etlichen Disziplinen nicht zur Kenntnis genommen wird, so kann hier angemerkt werden, dass Kuhn 1965 eine Little Science beschrieben hat, die inzwischen weitgehend von der Big Science abgelöst worden war, was viele Wissenschaftstheoretiker bis heute nicht zur Kenntnis nehmen wollen.

Unter dem Aspekt, den Bildungserwerb einer neuen Generation zu beobachten und zu hinterfragen, ist dieses Buch höchst interessant. Ob im Elternhaus, in der Schule, dem Freundeskreis oder Poppers Welt 3, jede Generation wächst unter neuen Bedingungen auf. Schon der Versuch Gerhard Hauptmanns, mit den Weben deutlich zu machen, wie ein technologischer Umbruch menschliche Existzen zerstört, kann trotz seiner ganzen Dramatik als misslungener Versuch angesehen werden, Fehler der Vergangenheit zu vermeiden, wenn man sich daran erinnert, wie sich in unseren Schulen Lehrer und Schüler immer wieder über die skrupellosen Fabrikanten ereiferten, obwohl sie damit am eigentlichen Drama völlig vorbei diskutierten. Denn die Ursache der Mechanisierung und ihrer Folgen traf nicht nur die Weber selbst, sondern auch die, die ihre Erzeugnisse zu verkaufen versuchten. Die Automatisierung mit Hilfe der Webstühle war bereits die Vorstufe von Jacquard, von Lochkarten und Computern bis hin zu unseren smarten Robotern von heute. Die Schuldigen am Leid der Weber waren weder die Erfinder der Dampfmaschine, noch die Fabrikanten, sondern diejenigen, die die Weber in diesen sinnlosen Wettbewerb mit den mechanischen Webmaschinen schickten. So wie der Berufsberater, der auf die Bemerkung, „Der Junge liest gern“ sagt, „Dann sollte er Schriftsetzer werden“. (S. 160) Damit wurden viele Jungen dieser Generation ebenso in die absehbare Arbeitslosigkeit geschickt wie die im Kohlebergbau, dessen Zechen bald danach reihenweise schlossen.

Bei Bredemeier geht es um die grundsätzlich gleiche Problematik, wie bei den Weben und ihrer fehlenden Umschulung, aber nun zum Beginn des Informationszeitalters. Mit Recht hatte schon Norbert Wiener XE „Wiener, N.“, der Begründer der Kybernetik XE „Kybernetik“ (1943), die Gewerkschaften nach dem zweiten Weltkrieg vor den Veränderungen in unserer Gesellschaft durch die Robotik gewarnt XE „Robotik“. Denn schon damals war klar, was viele Menschen heute noch immer nicht wahr haben wollen: Roboter übernehmen schrittweise immer mehr Aufgaben der Agrar- und Industriegesellschaft, der Medizin, der Altenpflege, der Massenmedien und wahrscheinlich auch der Rentnerversorgung. Auch wenn es immer zwei Parteien gibt, die, die sich dieser Herausforderung stellen und die, die sie so lange bremsen und klein reden, solange es ihr Vorteil ist.

Was Gerd Arntz als analytischer Beobachter dieses Umbruchs dabei sieht, sind die Interessenverschiebungen und die strukturellen Veränderungen, auch wenn das auf rund fünfhundert

Seiten differenzierter geschieht als bei Hauptmann. Außerdem geht es thematisch nebeneinander darum: „In der Landwirtschaft hat die Maschinisierung eingesetzt. Mähmaschine, Kartoffelroder und Traktor werden in kürzestmöglichen Abständen eingeführt.“ (S. 101); „Ohne dass? dies einer zur Kenntnis genommen hätte, hat die Bildungsrevolution sogar auf dem Land eingesetzt.“ (S. 117); „Glücklicherweise hat die Maschinisierung der Haushalte eingesetzt. Jetzt muss die gnädige Frau selbst in die Küche.“ (S. 118) – und sie muss oder darf immer öfter auch den Männern den Beruf streitig machen, können wir heute rückblickend hinzufügen.

Eigentlich konnte man schon damals erkennen, dass die größte Revolution darin liegt, dass immer mehr Mädchen und Jungen Abitur machen und studieren, während die Klassenlehrerin von G. Arntz meint: „In der Bundesrepublik besitze weniger als jeder zehnte Bürger das Abitur.“ (S. 283) und auch erkennen lässt, dass das so bleiben müsse. Nun konnte damals nicht jeder wissen, dass Derek John de Solla Price bereits erkannt hatte, dass sich die Zahl der Menschheit mit nur 50 Jahren verdoppelt, während die Wissenschaftler mit einer Verdopplungsrate von nur 20 Jahren wächst. Damit kann man sich ausrechnen, wann in dieser Welt fast alle Menschen Wissenschaftler sind beziehungsweise sein müssten. Auffällig ist dabei nur, dass immer mehr Bildungspolitiker von Elite, von Exzellenz und von Spaltenforschung sprechen, je weiter die Big Science nun auch den geistigen Durchschnittsbürger unausweichlich in sich aufsaugt.

Arntz hat „die Lust am fröhlichen Fabulieren“ (S. 290), die er im Lesen und Schreiben auslebt, wobei vieles dessen, was hier beschrieben wird, zu realistisch ist, um es als Satire zu bezeichnen. Trotzdem liest sich diese Bildungsreise unterhaltsam wie eine Satire.

Apropos Bildungsreise: Dass Goethes Faust in der jungen Bundesrepublik Deutschland unumstritten an der Spitze des deutschen Bildungskanons stand, ist sicher richtig, aber insofern bemerkenswert, als etliche der damaligen Deutschlehrer inzwischen gern etwas Moderneres an seine Stelle gestellt hätten. So entsinne ich mich, dass auch meine Deutschlehrerin das Essentielle des Faust nicht besonders interessierte. Sie hatte ihn nicht verstanden. Denn es war eine der wichtigsten Erkenntnisse Goethes, dass Menschen im Wissengewinn vier Phasen durchlaufen, das Streben, den Genuss, die Resignation und die Gewohnheit. Er hat das in einem Brief 1801 an Schiller angesprochen, wobei Schiller mit der Weitsicht des Historikers erkannte, dass das nicht nur für Einzelpersonen gilt, sondern auch für historische Abläufe insgesamt. Der faustische Mensch, als Gedankenexperiment, ist der ewig nur nach Erkenntnis Strebende, nach dem er in der Osternacht seine tiefste Resignation überlebt hatte, weil er erkannte, dass er mit immer mehr Wissen auf ein immer größeres Meer der Unwissenheit hinaus blickte. Bei Arntz lautet diese Erkenntnis so: „Je mehr wissenschaftliche Marktnischen ich mir zu Eigen mache und je häufiger ich einen Zeh in andere Fachbereiche setze, desto mehr Löcher und Widersprüche entdecke ich.“ (S. 370) Fausts Pendant, Wagner, glaubt dagegen in seiner Naivität noch eines Tages alles wissen zu können, und macht sich mit dem Satz lächerlich „Zwar weiß ich viel, doch möcht ich alles wissen.“ Es ist ein großes Problem, in den Schulen und Hochschulen, dass sich die Lehrer leichter auf das Niveau der Schüler, als die Schüler auf das der Lehrer begeben. In den Worten Bredemeiers heißt das zum Beispiel, „dass der Lehrer die Rolle eines Fähnleinführers übernimmt.“ (S. 287) Es ist richtig, „Faust ist eine Liebesgeschichte“ (S. 297), weil Goethe wusste, „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen; Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.“. Und so bringt auch Bredemeier vieles, was manchem etwas bringen dürfte.

Walther Umstätter ist emeritierter Professor des Instituts für Bibliotheks- und Informationswissenschaft (IBI) der Humboldt-Universität zu Berlin.